August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

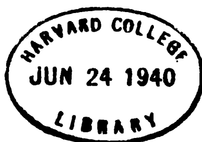


Vierundzwanzigster Band.



Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.


HARVARD COLLEGE
JUN 24 1940
LIBRARY

Die jüngsten
Kinder meiner Laune.

Von

August von Kotzebue.

Vierter Theil.

Wien, 1843.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Geprüfte Liebe.

Eine Erzählung

von

August von Kotzebue.

Erster Band.

Wien, 1848.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

An meinen Freund

Karl Georg Graumann

in Petersburg.

Alte Liebe rostet nicht, behauptet das deutsche Sprichwort, und lügt, wie so manches andere; denn ich habe schon tausendmal in meinem Leben alte Liebe rosten sehen, und so rosten, daß auch nicht einmal eine Erinnerung an die engsten Vertraulichkeiten übrig zu bleiben schien.

Laß uns, mein bester Graumann, die Freundschaft an die Stelle der Liebe setzen, laß uns sagen: alte Freundschaft rostet nicht; so darf ich mein Auge dankbar zum Himmel emporheben, und ausrufen: das Sprichwort ist wahr!

Du, seit achtzehn Jahren mein treuer, biederer Freund! so weit auch oft auf der Bahn des Lebens unsere Straßen von einander abwichen, so vergaßen wir doch nie, uns freundlich zuzuwinken,

und — laß mir den süßen Glauben — daß einst noch dort, wo der Tod der Wegweiser ist, und alle unsere Fußpfade in eine große Straße zusammen laufen, du dem Greise eben so traulich die biedere Hand reichen wirst, als du sie einst dem Jüngling reichtest.

Den Kindern meiner Laune, die ich dir heute darbringe, gewähre, Lieber! dieselbe Nachsicht, mit welcher du vor achtzehn Jahren dem ersten Lallen meiner Muse dein Ohr liehest. Findest du nicht alle diese Kinder mit dem Wasser der Hippocrene getauft, so sind es doch meine Kinder, und du wirst, um des Vaters willen, sie nicht verstoßen.

Jewe, den 2. Juli 1795.

Kotzebue.



Geprüfte Liebe.

Erster Band.

XXIV. 1

Erstes Kapitel.

Der Knabe.

Wilhelm saß am Bache unter einem Erlenbaume. Er hatte eben die junge Rinde von einem Weidenast gelöst, und eine Hirtenflöte daraus geschnitzt. Er saß und blies einfache, schwermüthige Melodien, dann blickte er wieder starr in den Bach und weinte bitterlich. Ein paar Schritte vom Ufer lag sein Hut, und in dem Hute ein Stück Brot. Die Stieglitze und Finken hüpften immer näher von Zweig zu Zweig, und wurden endlich so dreist, sich Brotkrumen aus dem Hute zu holen. Wilhelm sah es, lächelte wehmüthig, und zwang sich, leiser zu schluchzen, um die kleinen Gäste nicht zu stören.

»Warum weinst du, Knabe?« schallte plötzlich eine grobe Stimme hinter ihm.

»Warum weinst du, Knabe?« gab ein feines, liebliches Echo die Worte zurück. Wilhelm erschrack und wurde roth, als sei er auf einer bösen That ertappt worden. Die Menschen schämen sich einer Gabe, die doch von ihrer edlen Abkunft zeugt. Sie schämen sich der Thränen. Niemand mag gern sehen lassen, daß er geweint hat. Sie hauchen auf die Schnupftücher und drücken sie auf die rothen Augen, um die letzte Spur der Menschheit weg zu wischen.

Wilhelm hatte nicht Zeit, die großen Tropfen aufzufangen, die über seine braune Wange rollten. Er gaffte mit hellen schwarzen Augen den Frager an. Es stand vor ihm ein dicker Mann in einem schlichten dunkelblauen Rocke und einer runden Perücke; in der rechten fleischichten Hand trug er ein langes spanisches Rohr mit goldenem Knopfe, und an der linken hielt er ein holdes eilfjähriges Mädchen, auf dessen Rosenwange die Abendsonne durch die Blätter spielte, und in dessen blonden Locken ein muthwilliger Zephyr tändelte.

„Warum weinst du, armer Knabe?" wiederholte das freundliche Geschöpf, und ließ selbst ein Thränchen auf den Strauß von Maiblumen fallen, den es eben gepflückt hatte.

„Ach Mamsellchen!" sagte Wilhelm und raffte sich auf, „ich weine, weil ich nicht weiß, was in der Welt aus mir werden soll."

„Bist du eine Waise?" fragte der dicke Mann.

Wilhelm. Ach nein! ich habe noch einen Vater — der Herr wird ihn wohl kennen, er hat oft in seinem Hause gearbeitet.

Der dicke Mann. Wer ist dein Vater?

Wilhelm. Der Packträger Hans Wiese. Er hat mich bis jetzt zur Schule gehalten. Ich kann lesen und schreiben, und auch den Cornelius Nepos exponiren. Nun sind die Zeiten schwer. Der Vater spricht, er kann das Schulgeld nicht mehr verdienen, ich soll auch Packträger werden, und mein Brot suchen.

Der dicke Mann. Und das gefällt dir nicht?

Wilhelm. Ich wollte so gern etwas Rechtschaffenes lernen.

Der dicke Mann. Mein lieber Sohn, jeder Mensch auf der Welt ist im Grunde nur ein Packträger, und wer seinen Packen nur aus einem Hause in das andere tragen, und dort abwerfen darf, der ist wahrlich nicht am schlimmsten d'ran.

Wilhelm sah ihn an; in seinen klaren Augen war zu lesen: ich verstehe Sie nicht.

»Du verstehst mich nicht,« fuhr der dicke Mann fort, »und es wäre besser, ich verstünde mich selbst nicht. — Wie alt bist du?«

Wilhelm. Dreizehn Jahr.

Der dicke Mann. Dann bist du freilich noch zu jung und schwach für deines Vaters Gewerbe.

Wilhelm. Arbeiten wollte ich gern, aber dann vergesse ich alles wieder, was ich in der Schule gelernt habe. Ich dachte immer: du sollst recht fleißig sein, wer weiß, bringst du es einmal bis zum Schulmeister, und kannst deinem alten Vater Brot geben, wenn er nicht mehr im Stande ist, Packen zu tragen.

»Hilf ihm, Vater!« lispelte das kleine Mädchen, schmiegte sich an den dicken Mann, und sah mit glänzenden Augen zu ihm hinauf. Als der Vater nicht gleich antwortete, setzte sie bittend hinzu: »heute ist mein Geburtstag, du hast mir noch nichts geschenkt.«

Das traf den guten Alten, er faßte ihr lächelnd und sanft an das Kinn, und sprach zu Wilhelm: »weine nicht Knabe, ich will das Schulgeld für dich bezahlen. Komm Morgen früh mit deinem Vater zu mir, so wollen wir das Weitere verabreden.»

Wilhelm ergriff hastig seine Rechte und benetzte sie mit Thränen; das kleine Mädchen küßte die Linke; der Alte war gerührt. Wilhelm bot dem Mädchen seine Hirtenflöte an. Es nahm sie freundlich, nickte mit dem Kopfe, und gab ihm dagegen den Strauß von Maiblumen. Sie sprachen kein Wort dabei, aber das Mädchen besah die Flöte mit Wohlgefallen, und Wilhelm drückte die Maiblumen an sein Herz.

„Auf Wiedersehen!» sagte der dicke Mann im Weggehen, und das kleine Mädchen hüpfte munter an seiner Hand durch den Erlenbusch. Wilhelm gaffte ihr lange nach. Sie sah sich noch oft um, und nickte jedesmal freundlich, bis ein Hügel den kleinen Engel verbarg. Da griff Wilhelm nach seinem Hute, krümelte das Brot den Stieglitzen in's Gras, steckte den Maiblumenstrauß mit mehr Stolz auf den Hut, als ein junger Cornet seinen ersten Federbusch, und ging fröhlich heim.



Zweites Kapitel.

Der erste Besuch.

Wer sich mit dem Gedanken zu Bette legt: Morgen steht dir etwas Wichtiges bevor! der erwacht gewöhnlich sehr früh. Es war kaum Tag geworden, als Wilhelm schon vor einem zerbrochenen Taschenspiegel stand, Mehl in seine Haare streute, und einen stattlichen Zopf zu flechten bemüht war. Ein rosenfarbenes, verschossenes Kleid, von ziemlich feinem Tuche, schon vor drei Jahren von einem Trödler erkauft, und folglich überall zu kurz, erhielt jetzt einen neuen Schmuck durch den halbverwelkten Maiblumenstrauß, der mit zwei großen Stecknadeln auf der linken Brust befestigt wurde. Der Vater legte ein braunseidenes Tuch um den Hals, und zog den messingenen Kamm wohl zwanzigmal durch das rundgeschnittene Haar. Dann hölte er den dunkelblauen Sonntagsrock mit der Scharlachweste aus dem wohlverschlossenen Kasten; der Aufschlag stieg hoch bis zur Schulter hinauf, und senkte sich breit bis zur Hüfte hinab; ein weiß gewaschener Hemdermel legte sich prahlend in hundert Falten. Ein Stock von Weinrebe mit einem elfenbeinernen Knopfe, schwebte an einem ledernen Bande an seiner Hand, und ein Hut mit drei großen Spitzen bedeckte sein Haupt.

So stattlich ausgerüstet, machten sich beide auf den Weg zu dem dicken Manne, und der Vater dankte Gott im Stil-

len, daß er sogar Herzen erweckt habe, um seinem armen Wilhelm ehrlich durch die Welt zu helfen.

Herr Jerome, den die Bürger der kleinen Landstadt L** nur Schromm zu nennen pflegten, war ein französischer Emigrant, den aber weder das Edikt von Nantes, noch der National-Konvent vertrieben hatten, sondern der blos dem Glücke nachlief, weil es ihn zu Hause nicht suchte; ein römisch-katholischer Rechtgläubiger, und übrigens ein fleißiger Strumpffabrikant, der schon seit zwanzig Jahren in Deutschland hauste. Hier war sein Gewissen durch ein Paar schöne Augen dahin gebracht worden, daß es sich nach den Wünschen seines Herzens bequemte, wie seine Strümpfe nach großen und kleinen Füßen; mit andern Worten: er hatte sich erkühnt, eine Protestantin zu heirathen, die ein Jahr nachher im Wochenbette starb, und ihm eine einzige Tochter hinterließ, von dem Vater Jeannette, und von den übrigen Leuten im Hause Hannchen genannt.

Herr Jerome war dick, aber wenn ihm ein Leidender die Hand auf die Brust legte, so fühlte er das Herz laut genug klopfen. Er lachte gern, und trank gern ein Glas Burgunder, lieber noch in Gesellschaft, und am liebsten, wenn er des Morgens Jemand eine Wohlthat erzeigt hatte; denn Wohlthaten machen fröhlich, d'rum gibt der Fröhliche lieber als der Murrkopf.

Die Thüren flogen schnell auf, als Hans Wiese mit seinem Sohne gemeldet wurde. Herr Jerome schmauchte eben eine Pfeife Knaster, und Hannchen brockte eine Semmel in

den Thee; neben ihrer Tasse lag die Hirtenflöte. Sie nickte dem Geber freundlich zu, der ihren Gruß mit ungeschickten Kratzfüßen erwiederte, und dessen Wangen sich röther färbten, als seines Vaters Weste. Sie sah auf die Hirtenflöte und dann auf ihn, als wollte sie sagen: »siehst du, wie lieb mir dein Geschenk ist?« Er schlug die Augen nieder und spielte mit den Maiblumen, als wolle er antworten: es geht mir eben so.

Hans Wiese führte das Wort. Er sprach viel von christlichen Herzen und Gottes Segen, getraute sich auch sogar zu behaupten, daß der Mann, der arme Waisen unterstütze, trotz seines verkehrten Glaubens, noch wohl einst unter die Schafe zur Rechten gestellt werden könnte.

Herr Jerome lächelte gutmüthig, und blickte auf seinen Tabaksrauch, als wolle er sagen: Rauch oder Nebel, das kommt auf eins heraus.

»Es soll mir lieb sein,« sprach er mit einer sanften Bewegung des Hauptes, »wenn der junge Bursche immer fleißig und ordentlich ist. Ich bezahle das Schulgeld, will ihn auch sonst an keiner Nothdurft Mangel leiden lassen. Beim Stadtkantor mag er wöchentlich ein Paar Singstunden besuchen, denn ich höre, daß er Lust hat, Schulmeister zu werden. Er mag täglich hieher kommen, und mit meinen Fabrikmeistern essen und trinken was Gott beschert, so höre ich denn wohl gelegentlich, ob er Fortschritte macht. Gott befohlen! um zwölf Uhr ist der Tisch gedeckt.«

»Nun Wilhelm, bedanke dich doch!« murmelte der

Vater, indem er mit seinem breiten Aufschlag den Arm des Sohnes peitschte. »Geh und küß dem lieben Herrn die Hand.»

Der Himmel weiß, wie es zuging, Wilhelm wankte schüchtern bis an den Theetisch und küßte Jeannetten die Hand. Das Mädchen wurde feuerroth, Hans Wiese sagte: »Tölpel!» und Herr Jerome lächelte: »Laß Er es nur gut sein, Vater! Der Bursche hat ganz Recht, denn was ich für ihm thue, verdankt er im Grunde meiner Tochter.»

Nach mancher linken Verbeugung, die kein Tanzmeister würde haben gelten lassen, und manchen hergestotterten Segenswünschen, die Gott und das Herz des guten Alten vollkommen gelten ließen, empfahl sich das glückliche Paar. Wilhelm wollte anfangs Höflichkeits halber rückwärts zur Thür hinausschreiten, aber die Eitelkeit flüsterte ihm zu: dreh dich doch um, damit das hübsche kleine Mädchen deinen stattlichen wohleingepuderten Haarzopf zu sehen bekommt. Flugs drehte er sich um und wanderte mit steifem Halse von dannen.



Drittes Kapitel.

Der Birnbaum.

Wilhelm wuchs heran, lernte schreiben, lesen, rechnen, singen, und wußte Luther's kleinen Katechismus auf den Fingern herzusagen. Hannchen wuchs auch heran, und lernte mehr noch als Wilhelm, wenn sie aber beide beisammen waren, pflegten sie zu vergessen, was sie gelernt hatten. Täglich speiste Wilhelm mit den Arbeitern des Herrn Jerome; Sonntags wurde er nicht selten an die Tafel seines Wohlthäters gezogen, weil er ein manierlicher, bescheidener Bursche war. Er vergaß niemals, die Gesundheit der sämmtlichen Anwesenden zu trinken, und hatte dabei gewöhnlich das Unglück, einige Tropfen rothen Wein auf das Tischtuch zu verschütten, weil seine Hand zitterte, wenn sein Blick beim Rundegehen auf Hannchen traf.

Den Geburtstag des Herrn Jerome feierte Wilhelm alljährlich durch ein ellenlanges Gedicht in Alexandrinern, zierlich geschrieben auf einen Royalbogen, und in türkisches Papier mit blauer Seide genäht. Hannchens Geburtstag wurde nicht minder besungen, aber in Dactylen, und statt der blauen Seide, nahm er dann zum Einbinden purpurrothe. Der Vater schenkte ihm bei solchen Gelegenheiten einen harten Gulden, und die Tochter einen freundlichen

Blick. Der Gulden wanderte in die Tasche, der Blick in's Herz. Den Gulden brachte er gewöhnlich seinem Vater, und behielt keinen Groschen davon für sich; den Blick hätte er weder mit Vater noch Mutter getheilt. Es war ihm dabei zu Muthe, wie den jungen Herren in London, wenn sie des Doktor Graham himmlisches Bett besteigen.

Von den süßesten Gefühlen weiß der Mensch sich keine Rechenschaft zu geben, weil sie ihm, Dank sei es dem Schöpfer! angebornes Bedürfniß sind; Haß, Neid, Verleumdung, und wie die Furien alle heißen, sind spätere Bastarde des gesellschaftlichen Vertrags. Wilhelm hatte nie darüber nachgedacht, warum er eben für Hannchen purpurrothe Seide nahm? und weswegen bei ihrem Anblick sein Herz hüpfte wie seine Dactylen? Auch Hannchen wußte nicht, warum sie gerade in der Mittagsstunde, wenn Wilhelm zum Essen kam, immer vor der Hausthür saß? und warum sie Sonntags, beim Suppevorlegen, immer ihm die meisten Frikandellen herausfischte? Das kam blos daher, weil man, ohne es zu ahnen, in der ersten Hälfte des menschlichen Lebens täglich für die Liebe reift, wie in der andern für den Tod. Liebe und Tod haben manches mit einander gemein: kein Sterblicher trotzt ihrer Gewalt; beide überraschen wie ein Dieb in der Nacht; beide versetzen in Elysium. Ein Sterbender und ein Liebender sind auch darin einander ähnlich, daß die Zuschauer gewöhnlich früher wissen als sie selbst, wie es eigentlich mit

ihnen steht. Glücklicherweise war das nicht der Fall bei Wilhelm und Hannchen, denn Herr Jerome ließ sich nicht träumen, daß seine Tochter über den liebenswürdigen Jüngling den Packträgers Sohn vergessen könne, oder daß Wilhelm seine Augen bis zu einer Fabrikantentochter erheben werde; er vergaß, daß Freiheit und Gleichheit das Losungswort der Liebe wie des Todes ist.

Als nun Wilhelm bereits leichten Flaum auf der Oberlippe trug, und Hannchens Busentuch sich zu wölben begann, da führte Schalk Amor mit schlauer List eine Gelegenheit nach der andern herbei, um die Keime zu entwickeln, die er spielend in Kinderherzen gestreut hatte.

Herr Jerome, der überall für einen wohlhabenden Mann galt, besaß unter andern einen Garten vor dem Thore, wo er an schönen Sommerabenden seinen eignen Sommerabend genoß. Dahin kam denn auch Wilhelm, wenn er sein Gedächtniß den ganzen Tag gemartert, oder sich heiser gesungen hatte, um sich an einer frischen Milch mit Erdbeeren zu erquicken.

An einem heitern Herbsttage begab es sich, daß Hannchen nach einer Birn lüsterte, die ein Gipfel des Baumes rothwangig lockte. Wilhelm war gleich fertig hinauf zu klettern; das Verlangen ihr gefällig zu sein, vermählte sich mit der kleinen Eitelkeit, ihr zu zeigen, wie geschickt und schnell er auf den höchsten Baum zu klettern verstehe, denn

es ist ein seliges Gefühl: der Geliebten Bewunderung entlocken. Schon war er den Stamm hinauf gerutscht, und wand sich nun mit Leichtigkeit von Ast zu Ast.

»Wilhelm! Wilhelm! du wirst fallen!« rief der Alte aus der nahen Gartenlaube. »Es hat nichts zu bedeuten,« versetzte Wilhelm keck, und streckte eben die Hand nach der lieblichen Frucht aus. Da sein Arm aber noch immer ein wenig zu kurz war, und er sich daher mit dem Oberleibe zu weit vorwärts bog, so verlor er das Gleichgewicht, strauchelte, griff nach einem Ast, der zufälligerweise verdorrt war, der Ast brach, und Wilhelm fiel wie ein Sack zu Boden.

Hannchen schrie laut auf! »Da haben wir's!« sagte der Alte, und watschelte herbei. Die Zweige hatten den kecken Buben im Fallen die rechte Backe aufgeritzt. »Wilhelm! du blutest!« rief Hannchen zitternd.

»Kleinigkeit,« sagte Wilhelm mit schmerzhaft verzogenem Gesicht, und krümmte sich im Grase.

Herr Jerome. So steh doch auf.

Wilhelm. Gleich, gleich —

Hannchen. Um Gottes willen! was ist dir? steh auf!

Wilhelm. Ich kann nicht —

Hannchen. Warum nicht?

Wilhelm. Ich habe ein Bein gebrochen.

Hannchen war bei diesen Worten einer Ohnmacht nahe.

Sie jammerte und wehklagte so ängstlich, daß Wilhelm nichts weiter bedauerte, als daß er nicht beide Beine gebrochen hatte. Er wurde auf eine Tragbahre gelegt, sanft nach der Stadt gebracht, und in Herrn Jerome's Hause sechs Wochen lang auf das Sorgfältigste verpflegt. Täglich zweimal kam Hannchen mit ihres Vaters Wissen ihn zu besuchen, und täglich zwanzigmal kam sie ohne ihres Vaters Wissen, brachte Gelee, eingemachte Früchte, Kraftsuppen, und freundliche, mit wunderbaren Heilkräften begabte Blicke.

»Wie geht es dir, Wilhelm?« sagte sie einmal zu Anfang der siebenten Woche. »Ach! leider bin ich gesund!« klagte Wilhelm, »und die glücklichsten Tage meines Lebens sind verstrichen!«

»Du fantasirst, lieber Wilhelm, hast du nicht immer zu Bette gelegen, und die heftigsten Schmerzen ausgestanden?«

»Ach! wie leicht waren sie vergessen, wenn ich Hannchen herein treten sah.«

Er verbarg bei diesen Worten sein glühendes Gesicht im Kopfkissen, und Hannchen, mit holder Schamröthe übergossen, machte sich ein Geschäft am Fenster, wobei sie etwas ungeschickt drei Medizingläser herunterwarf. Dabei blieb es aber vor der Hand. Der Wundarzt erklärte, was Wilhelm von freien Stücken nie erklärt haben würde: daß sein Patient völlig wieder hergestellt sei. Er verließ also mit

einem tiefen Seufzer das Haus, wo sein Herz weit mehr genossen, als sein Bein gelitten hatte. Der Winter deckte mit Schnee den Garten vor dem Thore und das glimmende Feuer der ersten Liebe. Hannchen und Wilhelm sahen sich seltener, und wenn sie sich sahen, drückte sie eine bisher ungekannte Verlegenheit.

Der Jüngling erhielt indessen von seinen Lehrern das beste Zeugniß. »Er ist fleißig und hat Talent,« hieß es, »nur Schade, daß er zuweilen ein Träumer ist. Stunden lang kann er sitzen, und mit offenem Munde vor sich hinstarren. Ruft man ihn, so hört er nicht; schüttelt man ihn, so fährt er erschrocken auf! und frägt man, woran er gedacht hat? so lautet die Antwort gewöhnlich: an nichts.«

Ich weiß wohl, woran ich denke; sprach Wilhelm leise zu sich selbst, ich weiß wohl wovon ich träume; aber euch kann ich es doch nicht sagen. Hannchen kam es auch so vor, als wüßte sie es, sie konnte es aber noch weniger sagen als Wilhelm.



Viertes Kapitel.

Der Kanarienvogel.

Kaum weckte das Frühjahr jeden Keim zum Leben, jeden Vogel zur Liebe, als Herr Jerome auf's neue seinen Garten zu besuchen anfing. Dort saß Hannchen oft unter dem unglücklichen Birnbaum, und wunderte sich, daß ihr Busen, der sich jetzt höher wölbte als vormals, doch weit enger schien, als da sie noch ein Flügelkleid trug. Mit dem Flügelkleide waren auch die Freuden der Kindheit vorüber gerauscht. Im vorigen Herbst schien ihr der Birnbaum nur noch wegen seiner Früchte interessant, jetzt zog sie die Blüten vor. Damals mochte sie wohl einen Finken mit beschnittenen Flügeln im Zimmer hüpfen sehen, jetzt hörte sie lieber seinen Gesang im Gipfel der Linde. Die Kindheit zerstört gern; die Jugend genießt; der Mann möchte gern wieder aufbauen, wird aber vom Greise überrascht, der sich unter den Ruinen niederläßt, um auszuruhen.

Hannchen hatte aus dem reichen Schatz ihrer kindischen Freuden nichts übrig behalten, als einen geliebten Kanarienvogel, der mit Hilfe einer Leier gelernt hatte, die Melodie des Liedes Marlborough s'en va-t-en guerre zu singen. Er saß oft auf ihrer Schulter, und pickte ihr den

Zucker aus dem Munde. Da ihr Vater und dieser Vogel die einzigen Geschöpfe waren, von welchen sie andern und sich selbst gestehen durfte, daß sie mit warmer Liebe an ihnen hänge, so überredete sie sich nach und nach selbst: der kleine Marlborough sei ihr unentbehrlich geworden. »Ich würde mich zu Tode grämen, wenn er stürbe,» sagte sie oft. Das heißt mit andern Worten: »ich kann nicht leben ohne Liebe, und weiß noch nicht, wie leicht es ist, einen Kanarienvogel zu ersetzen.»

An einem schwülen Tag begab es sich — Wilhelm war auch im Garten — daß man alle Fenster des Hauses geöffnet hatte, um ein Lüftchen einzuladen, welches ganz bescheiden kaum die Weinblätter wiegte, die sich an den Fenstern empor rankten. In dem kleinen Marlborough, der frei im Zimmer herumflatterte, regte sich plötzlich der unruhige Geist seines großen Ahnherrn. Vielleicht lockte ihn auch das Zwitschern eines Sperlings, und erinnerte ihn, daß trotz seines goldenen Gefieders und der Schmausereien von Zuckerbrot, er doch im Grunde nur aus einem Sperlingsgeschlecht entsprossen sei. Er beschloß den Höflingen ein Beispiel zu geben, und sich zu seinen niedrigen Verwandten herab zu lassen. Husch! war er zum Fenster hinaus, und es fehlte nicht viel, so wäre Hannchen hinterdrein gesprungen. Sie stand mit ausgestreckten Armen, und schrie, als ob sie unten im Garten jemanden ermorden sähe.

Es währte lange, ehe man erfahren konnte, warum sie schrie? denn niemand hatte den kleinen Flüchtling be-

merkt, und Hannchen war so erschrocken, daß sie nicht einmal das Wort Marlborough hervorstottern konnte. Wilhelm stand vor ihr, bewegte die Lippen, bewegte jeden Finger, und schien ihr mit ängstlichen Blicken die Worte aus dem Munde ziehen zu wollen. Als er endlich erfuhr, wovon die Rede sei? da nahm er den kürzesten Weg zum Fenster hinaus, und Hannchen stand im Begriff, ihm auf dem nämlichen Wege zu folgen, wenn nicht die weibliche Sittsamkeit sie noch zu rechter Zeit am Rocke gezupft hätte. Sie flog durch die Thüren, und gesellte sich zu Wilhelm, dessen Auge vom Baume zu Baume irrte.

»Dort sitzt er!« rief er plötzlich, und zeigte auf einen Kirschbaum, wo Marlborough an einer Maikirsche schmauste. »Aber wie soll ich ihn von da herunter locken, ohne ihn schüchtern zu machen?«

Wilhelm pfiff, Hannchen rief, alles vergebens! Ein Stück Zucker wurde ihm von weitem gezeigt, er schielte darnach, wie ein genügsamer Landmann, der an eine fürstliche Tafel geladen wird, und zu Hause seine Buttermilch mit froherem Muthe verzehrt. Nachdem er die gelbe Maikirsche bis auf den Kern weggepickt hatte, flatterte er lustig davon, gleich dem Günstling einer vornehmen Dame, der seiner Gebieterin Töne vorpfeifen mußte, die sein Herz ihm nicht eingab, und nun endlich das Glück hatte, in Ungnade zu fallen. Seine Verfolger waren flink hinterdrein. Er setzte sich abermals auf eine Birke, und das Gefühl der

Freiheit schien die Pflicht der Dankbarkeit ganz zu unterdrücken, denn er nahm von Hannchens lockenden Klagen gar keine Notiz.

Schon machte sich Wilhelm fertig, die Birke zu erklettern. Marlborough ersparte ihm die Mühe, und flog weiter von Baume zu Baume — endlich gar über die Gartenhecke auf die benachbarte Wiese. Doch auch ohne Flügel, und trotz der stechenden Dornen, wußte Wilhelm geschwind den Weg über die Hecke zu finden. Das arme Hannchen aber mußte zurückbleiben und sich begnügen, mit ihren zarten Händen in den Dornen zu wühlen, um durch ein kleines Loch hinaus auf die Wiese zu schauen, wo sie den geliebten Flüchtling wenigstens mit Blicken verfolgte.

»Ach, Wilhelm! Wilhelm! schaff mir ihn wieder!" rief sie mit so süßer Stimme dem keuchenden Jüngling nach, daß er den Vogel bis in den Käficht der Fee Strigilline verfolgt haben würde, deren Bekanntschaft wir dem drolligen Cazotte verdanken. Die Wiese war nur sparsam mit Bäumen besetzt, und einige hundert Schritte weiter durch einen zwar nicht tiefen, aber doch ziemlich breiten Fluß begrenzt. Am Ufer dieses Flusses setzte sich Marlborough auf einen Weidenbusch, so niedrig, daß es schien, man könne ihn mit der Hand erhaschen. Wilhelm schlich auf den Zehen herbei, und als er eben fünf ausgespreizte Finger ausstreckte — husch! da trat der Flüchtling die

Reise über den Fluß an, lagerte sich drüben auf einer Espe, und sang schmetternd — nicht **Marlborough s'en va-t-en guerre** — sondern das Lied, welches die Natur ihn ohne Leier gelehrt hatte. So machen wir es alle. Jeder hat sein Stückchen nach der Leier gelernt, das er nicht länger singt als er muß.

Hier war keine Zeit zu verlieren. Wilhelm sprang, ohne sich zu besinnen, mit sammt den Kleidern in den Fluß, watete bis unter die Schultern im Wasser, und erreichte glücklich das jenseitige Ufer, aber nicht das Ziel seines Strebens.

Hannchen sah, was Wilhelm that, durch die Hecke, und die herabrollende Thräne der Angst verwandelte sich in eine stillstehende Thräne der Wehmuth. Sie zitterte, aber nicht mehr für Marlborough. »Der gute Wilhelm!« sagte sie laut. »Der liebe Wilhelm!« wiederholte leise ihr Herz.

Er war nun sammt dem Vogel aus ihren Augen verschwunden, kletterte und sprang über Hecken und Graben, und verlor den fliehenden Günstling nie aus dem Gesichte. Doch schon fingen seine Kräfte an zu schwinden, er hatte keinen Athem mehr, die Schläge seines Herzens waren sichtbar, der Augenblick schien nicht mehr fern, da er erschöpft niedersinken, und den widerspenstigen Marlborough seinem Schicksal würde überlassen müssen.

Plötzlich mischte sich ein Dritter in's Spiel, der schon lange ungesehen auf seinen Vortheil lauerte. Ein Habicht schwebte in der Luft, still wie ein Bösewicht, der die Unschuld berückt. Ach! daß die Natur nicht dem Menschen, wie der Lerche, den Instinkt verlieh, Bosheit und Tücke von ferne zu ahnen, wenn sie auch noch ruhig und planlos über ihm zu schweben scheint. Der kleine Marlborough hatte in seinem goldenen Kerker nie einen Habicht gesehen, aber die Natur sagte ihm deutlich: »der da oben ist dein Feind!« Was weder lockende Liebe noch reizende Leckerbissen vermocht hatten, das bewirkte endlich die Furcht. Er flog niedriger — er flog ganz niedrig — er setzte sich auf einen Wacholderstrauch — der Habicht schoß herab — und Marlborough schlüpfte in Wilhelm's rettende Hand.

»Ich habe ihn!« keuchte Wilhelm, »Gott sei Dank! ich habe ihn!« Er vergaß, daß seine Kräfte erschöpft waren; er dachte nur an Hannchens Freude, und der Gedanke gab ihm neue Stärke. Unmöglich konnte er sich entschließen, durch einen weiten Umweg auf die Landstraße, von der Landstraße über die Brücke, und so weiter in Herrn Jerome's Garten zurück zu schleichen. Mit dem Vogel in der Hand sprang er noch einmal, und leichter als vorher, über alle die Graben und Hecken, die ihn von Hannchen trennten; mit dem Vogel in der Hand watete er noch einmal durch den Fluß, und hielt seine Beute hoch empor.

»Ich habe ihn!« rief er laut, als er das weiße Gewand der Geliebten von ferne durch die Hecke schimmern sah. Sanfte Thränen stahlen sich über des Mädchens Wangen, und als Wilhelm nun endlich vor ihr stand, athemlos, durch und durch naß, mit blutigen Händen, braunrothen Gesicht, und seine Haare so triefend von Schweiß, als seine Kleider von Wasser — da sah sie ihn an mit einem feuchten, seelenvollen Blicke, vergaß Marlborough und ihr flornes Negligee, warf sich ihm plötzlich um den Hals, und küßte schluchzend seine heiße Wange.

Der gute Jüngling hatte das auch wohl verdient. Er war so erschöpft, daß er auch Hannchen's Liebkosungen nicht einmal erwiedern konnte. Er sank in's Gras und schnappte nach Luft. Hannchen vermochte nicht, ihm mit Worten zu danken, sie war ganz still, aber dieser Augenblick entschied das Los ihres Lebens. Wilhelm sollte in die Stadt gehen, die Kleider zu wechseln. Er wollte nicht. Am andern Morgen hatte er das kalte Fieber.



Fünftes Kapitel.

Liebe um Liebe.

Schalk Amor wohnt in jedem Mädchenherzen, und das von Rechtswegen. Klopfst du an, und er läßt sich verläugnen, so glaube darum nicht, er sei wirklich abwesend, sondern nur dein Besuch war ihm zuwider. Amor ist unbezweifelt der größte Herr auf Erden, folglich bedient er sich auch zuweilen des Rechts großer Herren, den kleinen ehrlichen Leuten, die außer ihrer Ehrlichkeit nichts aufzuweisen haben, die Thüre vor der Nase zuzuwerfen. Dieser Gott des Himmels hat auch das mit den Göttern der Erde gemein, daß er sich von Günstlingen beherrschen läßt, nur daß sie nie bei ihm in Ungnade fallen. Erräthst du ihren Namen? — sie heißen Eitelkeit und Sinnlichkeit. — Doch die Liebe hat auch einen Freund, zwar, wie gewöhnlich, minder begünstigt, als die Schmeichler, aber oft von großem Einfluß; er heißt: Mitleid! und wenn er, wie es zuweilen geschieht, mit den Günstlingen in ein Bündniß tritt, so öffnet das verschlossenste Herz sich ihrer Fürsprache.

Wilhelm hatte, ohne es zu wollen, das Geheimniß entdeckt, sowohl den Freund als die Schmeichler für sich zu interessiren. Schon damals, als seine Thränen in

den Bach flossen, und sein Schmerz einfache Töne in die Hirtenflöte hauchte, schon damals hatte das Mitleid Hannchens Herz beschlichen. Der Beinbruch im vorigen Jahre nährte dies Gefühl, und das kalte Fieber gab ihm Riesenkräfte. Nun entstand die oberwähnte Tripelallianz. Die Eitelkeit flüsterte mit süßer Stimme: »um deinetwillen kletterte er auf den Birnbaum; um deinetwillen sprang er in's Wasser.« — Die Sinnlichkeit — pfui! was hat ein unschuldiges Mädchen von sechzehn Jahren mit der Sinnlichkeit zu schaffen?

Um Vergebung, meine Dame, verwechseln Sie dies feine Gefühl nicht mit seiner ausgearteten Schwester, der Wollust. Nicht wahr, Sie sehen einen Antinous lieber als einen Sokrateskopf? wer wird Ihnen diese Sinnlichkeit zum Verbrechen machen? — Wilhelm war ein schöner, schlanker Jüngling; die Farbe der Gesundheit, der frische Reiz der Jugend, ein klares, verständiges Auge, Purpurlippen, weiße Zähne — ist es meine Schuld, daß die Natur allen diesen Dingen die Kraft zu gefallen beilegte? Und am Ende, müssen wir nicht mit Boufflers ausrufen?

Que deviendroient les familles,
Si les coeurs des jeunes garçons
Etoient faits comme ceux de filles?

Das nämliche Zimmer in Herrn Jerome's Hause, wo Wilhelm im vorigen Jahre allzu schnell gesund wurde, war auch diesmal der Schauplatz seiner Leiden und Freuden.

Er betrat es mit einem behaglichen Gefühl von Wärme, dem selbst der Fieberfrost auf einen Augenblick weichen mußte.

Fast den ganzen Tag saß Hannchen vor seinem Bette. Ihr Vater bekümmerte sich wenig darum, theils, weil ihn kein Mißtrauen plagte, und theils, weil seine Geschäfte seit einiger Zeit in Unordnung geriethen, ihm den Kopf warm machten, und seine Laune verstimmten.

Hannchen hatte von einem alten Franzosen, einem Schüler Rousseau's, die Botanik gelernt, und von ihrer Mutter allerlei schöne Rezepte geerbt; sie pfuschte gern ein wenig in die Arzneikunst, und setzte es sich in den Kopf, ihren lieben Kranken selbst kuriren zu wollen, eine Sache, die ihr wohl endlich auch ohne Rezepte gelungen wäre. Bald bereitete sie ihm frische Kräutersäfte aus Kresse, Fieberklee, Borretsch und Pfaffenröhrlein; bald gab sie ihm Krausemünzenblätter mit Honig; bald ließ sie ihn Kaffee mit Limoniensaft trinken. Wilhelm verschluckte sanftmüthig alles, was ihre schöne Hand ihm darreichte, und würde, wenn es ihr beliebt hätte, Koloquinten verschluckt haben, ohne den Mund zu verzerren.

Als er endlich merkte, daß das Fieber den Körper verließ, die Liebe zu Hannchen aber sein Herz nie verlassen würde, da wurde er traurig, tiefsinnig. Hannchen fragte jeden Tag dringend zärtlich um die Ursache, aber vergebens! Kein Kräutersaft lößte seine Zunge. Er hätte freilich

gern die schwere Last von seinem Herzen gewälzt, aber wo sollte er den Muth hernehmen?

»Blödsinniger Jüngling! wenn es der Liebe an Muth gebricht, so nimmt sie ihre Zuflucht zur List. Du fürchtest Hannchen's Zorn? wohl! versuche es, ihr deine Liebe zu entdecken, ohne eben den Vorsatz zu verrathen. Hast du nicht ein Fieber? Kannst du nicht fantasiren? Die Träume eines Fieberkranken darf sie wenigstens nicht übel nehmen. Mußte doch einst die Prinzessin von England es sich gefallen lassen, daß ein wahnsinniger Perückenmacher sich in sie verliebte.»

So plauderte ein Ich weiß nicht was zu Wilhelm's Herzen, und Wilhelm lieh dieser Plauderei ein gefälliges Ohr. Mehrere Tage trug er sich mit dem kleinen heimtückischen Plan, und lauerte nur auf Gelegenheit, ihn auszuführen.

Eines Abends las ihm Hannchen den berühmten Reineke Fuchs vor, den Herr von Goethe mit einem neuen Pelz versehen hat. Die Ränke und Schwänke des Meister Reineke machten ihm so viele Langeweile, daß er recht Zeit hatte, seine Rolle zu studiren. Wohl zwanzigmal war Hannchen im Begriff, das Buch gähnend bei Seite zu legen; da aber Wilhelm schwieg, und seine starren, auf sie gehefteten Augen Antheil an der Lektüre zu nehmen schienen, so glaubte sie, es müsse doch wohl unterhaltend sein, und

sie verstehe es nur nicht. Sie las also immer darauf los bis zum neunten Gesange, und erwehrte sich des Schlafes so gut sie konnte.

Sie war eben bei der Stelle:

— — Doch ging er mit Kühnheit
Gerade durch alle Baronen —

als das Wort Kühnheit Wilhelm's Ohr traf, und in seinem Herzen wiedertönte. »Warum zauderst du?“ flüsterte die Liebe, »fasse Muth! sei kühn! — Nun war zwar hier von ganz andern Dingen, als von Baronen, die Rede, und es schien ihm leichter, durch alle Reichsbarone der ganzen Christenheit zu wandern, als sich den zornigen Blicken seiner Geliebten blos zu stellen; aber ein volles Herz und ein wachsender Keim streben beide sich Luft zu machen, wenn gleich diesen eine Erdscholle, und jenes die Frucht verschließt.

Plötzlich fing Wilhelm an, sich im Bette hin und her zu werfen, und unverständliche Worte zu murmeln. Hannchen blickte auf. »Ist dir nicht wohl, Wilhelm?“ — er antwortete nicht. Hannchen wiederholte ihre Frage, und Wilhelm beharrte bei seinem Schweigen. Nun legte sie ängstlich das Buch weg, stand auf, bückte sich über ihn, und sah ihm forschend in's Gesicht. Seine Wange glühte — das kam ihr verdächtig vor; seine Stirne brannte — das hielt sie für eine Rückkehr des Fiebers; seine Augen irrten umher — er athmete schnell — ihr wurde bange. Schwei-

gend und harrend stand sie neben ihm, um die Symptome zu belauern.

Jetzt öffneten sich Wilhelm's Lippen: — »Hannchen!" rief er ohne sie anzusehen, »geliebtes Hannchen!" — und nun fing er an zu schwärmen von Palästen und Schäferhütten, die er mit ihr bewohnen wollte. Bald stellte er sich, als glaubte er Herrn Jerome vor sich zu sehen, bat und beschwur ihn mit Thränen, ihm, um seiner Armuth willen, Hannchen nicht zu versagen; bald erblickte er sie in den Armen eines andern, weinte und tobte, jammerte und wütete.

Hannchen war sehr erschrocken. Sie wollte weglaufen und blieb, sie wollte Hilfe rufen und that es nicht. Wilhelm raste so unterhaltend, daß er ihre ganze Aufmerksamkeit fesselte, und das Bekenntniß seiner Liebe hörte sie mit Entzücken, da sein Zustand ihr jede Schamröthe ersparte.

Nachdem der verstellte Kranke seine Rolle eine Zeit lang mit Beifall gespielt, und die geheimsten Wünsche seines Herzens ohne Stottern enthüllt hatte, sank er erschöpft zurück auf sein Lager, und blinzelte mit halb geschlossenen Augen nach Hannchen, um die Wirkung seiner Schauspielertalente zu erforschen. Dieses Zurücksinken nahm Hannchen für eine Ohnmacht, und das Blinzeln für gebrochene Augen. Husch! lief sie an's Fenster, wo ein Gläschen mit herzstärkenden Tropfen stand, ergriff einen Löffel, und vermeinte zwanzig Tropfen abzuzählen; es

wurden aber wenigstens achtzig daraus, theils weil ihre Hand zitterte, und theils weil sie so verkehrt zählte, als ob sie eben so wenig vom Einmal-Eins als von Kant's Kritik der reinen Vernunft hätte reden hören. Wäre die Herzstärkung wirklich an den Ort ihrer Bestimmung gelangt, so würde der kranke Schalk auch eben keinen Nachtheil davon empfunden haben, denn auf dem Wege vom Fenster bis zum Bett verschüttete ihre bebende Hand drei Viertheile der allzureichlichen Gabe. Mit dem letzten Viertel näherte sie sich den Lippen des Patienten, und sprach sanft bittend: »mein lieber Wilhelm!« — Da nahm er, statt des Löffels, ihre Hand, drückte sie feurig an den Mund, und sah ihr schmachtend in's Antlitz.

»Du wirst die Tropfen verschütten!« rief Hannchen verwirrt. Aber die Tropfen waren schon längst verschüttet. Wilhelm bekümmerte sich wenig mehr um die Tropfen, er schlang seinen Arm um das holde Mädchen, verbarg sein Gesicht an ihrem Busen, und stotterte: »vergib mir, Hannchen! ich fantasire nicht!«

„Was hast du, Wilhelm?«

„Ach! ich bin arm! ich habe nichts als ein Herz, das dich liebt!«

»Du bist krank —«

»O ja! bis zum Sterben, wenn du mich verschmähst!«

Es war wohl eine treffliche, aber auch gefährliche Sitte bei den alten Deutschen, daß die Heilkunde zu den Pflich-

ten der Weiber gehörte. Wie manche Wunderkur mag eine schöne junge Dirne damals verrichtet haben! aber wie oft mag sie auch das Opfer ihrer Menschenliebe geworden sein! Wie oft wurde der Kranke gesund und der Arzt erkrankte.

Hannchen fühlte, daß sie die herzstärkenden Tropfen nöthiger brauchte als Wilhelm. Sie wäre gern davon gelaufen, aber es fehlte ihr an Kräften, sich aus seinen Armen los zu winden; sie hätte gern gescholten, aber es fehlte ihr an Luft, ein Wort hervorzustammeln, denn Wilhelm's brennende Lippen versiegelten die ihrigen. Der Taschenspieler Amor vertauschte in diesem Augenblicke mit großer Geschwindigkeit ihre Herzen, und zeigte ihnen mit Hilfe der Zauberei, statt eines nahen Abgrunds, in der Ferne einen Rosengarten.



Sechstes Kapitel.

Der Schulmeister.

Es gibt vier Gattungen glücklicher Menschen auf der Welt. Bei dreien derselben zerfließt das Glück schnell wie eine Nebelwolke, die der arme Schiffer, mit dem zerbrochenen Steuerruder der Vernunft, in der Ferne für Land hielt. Nur bei der vierten ist es dauerhaft, wenn kein unberufener Arzt sich ins Spiel mischt. Die drei Ersteren heißen: der Trunkene — der Verliebte — das Kind — und der Letztere — ach! warum muß ich eine bittere Wahrheit sagen! — der Letztere ist der Wahnsinnige. Alle vier haben das mit einander gemein, daß sie sich reich glauben, nur die Gegenwart genießen, und nicht vor der Zukunft beben. Um dieser gleichen Stimmung willen pflegt man auch die Verliebten oft Kinder, Trunkene oder Wahnsinnige zu nennen, und ich habe nichts dagegen, wenn man dem Helden meiner Geschichte eben diese Ehrentitel beilegt, denn es war wirklich kindisch, in ihren Jahren der Liebe Raum zu geben; es war trunken einander Liebe zu bekennen; es war wahnsinnig von einer glücklichen Zukunft zu träumen.

Wilhelm's kühnste Hoffnungen erhoben sich kaum bis zu einem Schulmeisterdienste. Hannchen meinte freilich, die

Liebe adle jeden Stand, und beglücke den Bettler wie den Fürsten. Sie sah schon im Geist, wie sie Hühner und Gänse füttern und am Kirchweihfest Kuchen backen würde. Auch der Unterschied ihrer Religion schreckte sie nicht, Liebende haben nur eine Religion.

Wilhelm fand diese Gedanken sehr gründlich, und ermangelte nicht, noch ähnliche hinzuzufügen. Wenn ein kriegerischer Fürst — so raisonnirte er — das Schwert in die Scheide stößt, um am Busen einer Fürstin auszuruhen, so ist das eben nichts mehr, als wenn ein Schulmeister die Ruthe niederlegt, und die Frau Schulmeisterin umarmt. Der Fürst bekränzt sein Haupt mit Lorbeern, und der Schulmeister, am Pfingstfest, seine Stube mit jungen Birken. Die Lorbeern triefen von Blut, die Birken hingegen von einem zuckerreichen Saft. — Gern spielt die Liebe mit solchen Antithesen. Sie wirft sie der Fantasie vor, die alles ohne Unterschied in den Mund steckt, wie die kleinen Kinder, und zu spät gewahr wird, daß man dergleichen nicht essen kann.

Wilhelm, dessen Fieber nun eine andere Richtung genommen hatte, schien mit übermenschlichen Kräften ausgerüstet, seit Hannchen's Lippen auf den seinigen brannten. Seine Lehrer nannten ihn keinen Träumer mehr; er war der aufmerksamste, lernbegierigste Schüler, der alles schnell faßte, und das Ziel seines Fleißes den köstlichen Preis, nach welchem er rang, nie aus den Augen verlor. Er lernte jetzt in sechs Monaten mehr, als vorher in sechs Jahren, und

zeichnete sich bei einem Examen, in Gegenwart des General-Superintendenten Horistopsilius, so vortheilhaft aus, daß er, trotz seiner Jugend, die ziemlich einträgliche Schulmeisterstelle in Walldorf erhielt.

Froher als ein gescheiterter Weltumsegler, der in einem lecken Kahn Wochen lang Hunger und Wellen trotzte, und nun plötzlich eine freundliche Südseeinsel vor sich sieht, von deren Küste herab der Brotfruchtbaum ihm zunickt; eilte Wilhelm jetzt nach Hause, seinen kranken Vater durch diese Botschaft zu erquicken.

Der gute alte Hans Wiese war zwar nicht bestimmt, die Früchte von seines Sohnes Fleiße zu ernten, denn er starb einige Wochen nachher; aber er trug sich doch bis an seinen Tod mit hundert kleinen Entwürfen, wie er sich im Alter einen guten Tag pflegen, den Kohl- und Obstgarten unter seine Oberaufsicht nehmen, allenfalls auch die Schulknaben dann und wann im Lesen unterrichten wolle, wenn etwa sein Sohn, nothwendiger Geschäfte halber, in die Stadt gegangen sein werde. Unter solchen lieblichen Träumen entschlummerte Hans Wiese — vielleicht desto besser für ihn! denn die Fantasie malt gewöhnlich al **Fresco**, in der Nähe darf man es nicht beschauen.

Es versteht sich wohl von selbst, daß Wilhelm, nach empfangener Meisterwürde, sich sogleich aus dem väterlichen Hause zu Herrn Jerome auf den Weg machte; doch ersetzte er vorher mit sorgsamer Hand den Puder an den Stirnwinkeln, den er beim Examen weggeschwitzt hatte. Auf der

Straße sah und hörte er nicht. Hier stieß ihm ein Milchweib in die Rippen, dort schaute ihm ein Karrengaul über die Schulter; er wanderte blindlings darauf los, sprach unterwegs sehr viel mit sich selbst, und sein Lächeln ließ errathen, daß es eben kein Hamlet'scher Monolog war.

»Das freut mich,« sagte Herr Jerome, als er seines Pflegbefohlnen Glück vernahm, »Gott segne Ihn, mein Sohn!« — (zum erstenmale nannte er ihn Er.) Hannchens Wange glühte, sie wäre dem lieben Jüngling gern um den Hals gefallen; das Wort Sohn, welches ihr Vater aussprach, weckte eine Reihe lachender Bilder in ihrer Seele.

Wilhelm mußte zu Tische bleiben. Er saß in stummer Freude, berührte keinen Bissen, sättigte nur seine Augen, und als der Alte das Glas ergriff, und freundlich sprach: »Er soll leben, Herr Wiese!« — da drängte sich mit Gewalt eine Thräne in Hannchen's Auge; sie mußte aufstehen, und sich draußen etwas zu schaffen machen.

Es ist doch eine eigene Sache um das Gesundheittrinken. Nichts faderes auf der Welt, so lange diese Sitte nur ein reichsstädtischer Ehrentrunk ist. Aber bei feierlichen frohen Begebenheiten, wenn das Herz dem Herzen zutrinkt, da tritt wohl auch Männern ein Tropfen in's Auge, und der Jüngling stimmt ein mit dem Greise:

»Gott ehre mir die Sitte unserer Väter!«



Siebentes Kapitel.

Geduld!

Wenige Tage nach dieser frohen Begebenheit, holte der Tod ein halbes Dutzend Fürsten und Grafen aus der Welt, und nahm bei dieser Gelegenheit auch den alten Packträger Hans Wiese mit, um sie dort von einem schärferen Examinator, als der General-Superintendent Horistopfilius war, befragen zu lassen: wie schwer eines jeden Packen gewogen? und ob sie ihn, ohne zu straucheln, von der Wiege bis an's Grab geschleppt?

Nachdem Wilhelm kindliche Thränen auf seines Vaters Grabhügel geweint, und die Erbschaft, bestehend in dem blauen Sonntagsrock mit der rothen Scharlachweste, in Empfang genommen hatte, wanderte er wohlgemuth nach Walldorf. Er fand eine lachende Gegend, ein freundliches Haus, von einem guten alten Mütterchen, der Witwe des verstorbenen Schulmeisters, bewohnt; Kohl- und Obstgarten, eine Laube von Hollunder und Jasmin, ein Stück Ackerfeld, eine Wiese, treuherzige Bauern und einen braven Pfarrer. Alles, alles entsprach seinen Wünschen und Hoffnungen. Froh wie ein Kind machte er seine kleinen häuslichen

Einrichtungen im Taumel des Wohlbehagens. Die alte Witwe seines Vorgängers hatte bei seiner Ankunft gezittert, denn sie fürchtete, aus der kleinen Hütte verdrängt zu werden, in welcher sie schon länger als dreißig Jahre friedlich hauste. Ihre Furcht war vergebens. »Ihr möcht bei mir bleiben, Mutter!« sprach Wilhelm, »bis der Tod Euch abruft, und Gott mag mir das wieder an meiner Witwe vergelten, wenn ich einst davon gehe.« Er dachte an Hannchen: sie ist fremd in der Wirthschaft, die Alte wird ihr mit Rath und That an die Hand gehen. Die Alte versteht zu kochen trotz der Frau Pfarrerin, und wenn ich die Braut heimhole, empfängt sie uns mit einem leckern Pfannkuchen, ich weiß, den ißt Hannchen gern. Da muß der Tisch in der Hollunderlaube gedeckt werden, und nach der Mahlzeit führe ich sie hinaus auf's Feld, und zeige ihr unsern ganzen Reichthum. Im Obstgarten sind Birn, wohl eben so viel werth, als die, um derenwillen ich mein Bein brach; und der Salat im Kohlgarten — der wird dem kleinen Marlborough schmecken.

So sanft wiegte sich Wilhelm jeden Abend in den Schlummer, bis er in seiner neuen Wohnung warm geworden, und, nach seiner Meinung, alles zum Empfang der Braut wohl und zierlich mit Besemen gekehrt und geschmückt war. Dann trat er eines Morgens mit hochklopfendem Herzen die Reise nach der Stadt an, und drechselte unterwegs schöne Phrasen, die er dem alten Herrn Jerome an's Herz legen wollte, die er aber alle wieder ver-

gessen hatte, als seine zitternde Hand die Stubenthür öffnete. »Ei! ei! willkommen, Herr Wiese!« rief ihm der Alte entgegen, »nun wie geht's?«

»Gott Lob! Herr Jerome, es geht mir recht gut. Ich habe mein reichliches Auskommen, und wohl noch etwas d'rüber.«

Herr Jerome. Das freut mich. Setze Er sich doch.

Wilhelm. Mir fehlt auf der Welt gar nichts, als ein gutes Weib.

Herr Jerome. So, so? denkt er auch schon daran? nun, dazu kann ja wohl Rath werden. Jung gefreit hat Niemand gereut. Er muß sich eine reiche Schulzentochter auf's Korn nehmen.

Hannchen lauerte mit zurückgehaltenem Athem hinter der Thür. Ihr Busentuch zitterte auf und nieder, und verrieth allein, daß sie keine Bildsäule sei.

»Ach! Herr Jerome!« fuhr Wilhelm mit bebender Stimme fort, »was soll mir der Reichthum? Die Kunst reich zu sein, ist die Kunst wenig zu bedürfen, und Gott sei Dank! ich bin gnügsam. Schulzen- oder Bettlerstochter, wenn mein Weib mich nur liebt.«

Herr Jerome. Nun freilich. Er ist ja ein schmucker, junger Kerl, und wird Mädchen genug finden, die ihn lieben werden.

Wilhelm. Ich — ich habe schon eine gefunden —

Herr Jerome. So? gratulire. Er wird mich doch zur Hochzeit bitten?

Wilhelm. Sie — sie heißt — Hannchen —

Herr Jerome. Ei, da heißt sie ja wie meine Tochter.

Wilhelm. Theuerster Herr Jerome! Sie sind mein Wohlthäter! Sie haben mich aus dem Staube gezogen, und einen Menschen aus mir gebildet — vollenden Sie Ihr Werk — geben Sie mir Hannchen zum Weibe!

»Was? was? ist Er toll? — (die Pfeife fiel ihm aus dem Munde).

Wilhelm stützte sich auf die Hand des Alten, bedeckte sie mit Küssen und Thränen, und stotterte die Worte: »Hannchen liebt mich!»

»Das ist sehr albern von ihr,» sagte Herr Jerome, nachdem er sich von seinem Erstaunen ein wenig erholt hatte, »sehr kindisch und unbesonnen von euch beiden. Ich bin zwar kein Freund von Alfanzereien, aber Ordnung muß doch in der Welt sein. Kurz, mein Freund, ich will es Ihm wohl zu gute halten, daß Er sich in Hannchen vergaffte, denn Er ist jung, und sie hat ein hübsches Lärvchen; aber ich hoffe, Er wird sich die Heirathsgrillen aus dem Sinne schlagen, und mich für meine Wohlthaten nicht mit Undank lohnen.»

Es war zum ersten Male in sieben Jahren, daß Herr Jerome das Wort Wohlthat fallen ließ; desto schwerer fiel es dem armen Wilhelm auf's Herz. »Undank?« sagte er, indem er mit zitternden Lippen eine Thräne aufsog, »nein! — Gott bewahre mich vor dem Laster! es gehe mir wie es wolle, Gott bewahre mich vor Undank!« — Er faltete seinen Hut zwischen beide Hände, sah mit feuchtem Auge gegen Himmel, und rief: »ich werde elend sein, aber nicht undankbar!« —

Mit diesen Worten wankte er zur Thür. Der Alte war gerührt; ein mitleidiges Gefühl sprach für seinen Pflegesohn, aber die Vernunft donnerte dazwischen: es darf nun einmal nicht anders sein! — und so ließ er ihn in Gottes Namen gehen.

Als Wilhelm die Thür öffnete, lag Hannchen auf der Schwelle und schluchzte. Von der Schwelle kroch sie zu ihres Vaters Füßen. Reden konnte sie nicht, aber aus ihren Augen floß eine Sprache, die das Vaterherz versteht. Herr Jerome mußte gegen die Macht dieser stummen Ueberredung seine ganze Standhaftigkeit zusammen nehmen.

Wohlleben, Phlegma und mißbrauchtes Vertrauen hatten sein Hauswesen zerrüttet, er dachte seit einiger Zeit auf Mittel, sich wieder empor zu helfen, und das schien ihm das Leichteste und Bequemste, wenn er seine Tochter an einen jungen, reichen Fabrikanten verheirathete, der sich

seit Kurzem in L** niedergelassen, und viel Geschmack an Hannchen zu finden schien.

Man schimpft so oft auf Vorurtheile, und doch ist unter zehnmalen das Vorurtheil gewiß neunmal nur der Deckmantel der menschlichen Handlungen. Interesse und Leidenschaft sind die verborgenen Räder der Maschine, das Vorurtheil ist nur die Puppe, die vor euren Augen herumläuft. Werde dem dicken Manne d'rum nicht gram, lieber Leser! er that, was Millionen fromme Christen an seiner Stelle gethan haben würden; er schenkte den jungen Leuten ein fruchtloses Bedauern, leere Trostgründe, und ermahnte sie zur Geduld.



Achtes Kapitel.

Der Soldat.

Es gibt eine Menge Tugenden, auf die wir uns nichts einbilden dürfen. Eine Menge, sagte ich? — Alle vielleicht! — Klima, Temperament und Alter schaffen hier einen Heiligen, und dort einen Bösewicht. Wenn der Ostindianer, dem ein fruchtbarer Boden seinen Reiß hundertfältig wieder gibt, wohlthätiger ist, als der Finne, der sich Brot aus Steinen schaffen muß; so ist das kein Verdienst. Wenn Boileau Keuschheit predigte, weil ein kalekutischer Hahn ihn schon als Knabe zum Weiberfeind machte; so ist das keine Tugend. Und wenn Herr Jerome im sechzigsten Jahre die Geduld wirklich übte, die er anpries; so verdankte er es seinem abgekühlten Blute, welches nicht mehr rasch durch die Adern walzte, sondern höchstens noch in einer Polonaise abgemessen dahin schritt.

Die Existenz des Jünglings besteht aus Wünschen und Hoffnungen; die des Greises aus Gewohnheiten. Wünsche und Hoffnungen kann der Jüngling wechseln und vertauschen, aber der Greis klebt an seinen

Gewohnheiten, wie eine Auster an ihrer Schale; löst man ihn davon ab, so stirbt er. Herr Jerome fühlte, daß ein sorgenfreies Leben, eine wohl besetzte Tafel und ein gutes Glas Wein, ihm unentbehrlich geworden waren; Wilhelm konnte ihm alle diese Dinge nicht verschaffen, folglich beharrte er standhaft bei seiner Weigerung.

Wilhelm und Hannchen schieden, wie das Leben von der Jugend scheidet: unter Zuckungen und Krämpfen. »Ach! wäre ich ein Packträger geworden!« rief Wilhelm und stürzte fort. »Auch dann würde ich nur dich geliebt haben!« wimmerte Hannchen ihm nach. Vergebens suchte der Vater alles hervor, um das liebende Mädchen zu zerstreuen. Er fuhr mit ihr in den Garten — da lag Wilhelm unter dem Birnbaum! — er spazirte mit ihr auf die Wiese — da sprang Wilhelm in den Fluß! — er bat Gäste — ach! unten am Tische saß Wilhelm! — er schenkte ihr ein neues Kleid — für wen sollte sie sich putzen? — ihre Haare blieben ungekräuselt, ihre Blumen unbegossen, und Marlborough wäre schier verhungert. Sie vertauschte ihr Zimmer gegen Wilhelm's Krankenstube; da saß sie auf dem Bette, wo er zum ersten Male seinen Arm um sie schlang; da heftete sie ihr Auge starr auf den Boden, wo die verschütteten Tropfen einen röthlichten Fleck zurückgelassen hatten.

Wilhelm kam in sein Dörfchen zurück, mit einer bittern Gleichgiltigkeit gegen alles, was Menschen oder Welt

heißt. Das gute alte Mütterchen sah mit Schmerzen, daß er den Pfannenkuchen dem Hunde gab, den sie so lecker zu seinem Empfange gebacken hatte. Er ging hinaus auf's Feld, und lächelte, als er gewahr wurde, daß der Kornwurm die grüne Saat verzehrte. Er durchstrich den Obstgarten, und freute sich über die Raupennester, die an den Blüten hingen. Von ungefähr blickte er in die Höhe, sah einen Habicht, der ihm ein Küchlein vom Hofe gestohlen hatte, und unwillkürlich rief er: bravo!

In dieser Stimmung ging er mit hastigen Schritten um das Dorf. Die Arme verschränkt, den Hut in's Gesicht und den Kopf auf die Brust gedrückt, sah er weder Menschen noch Vieh rechts und links auf seinem Wege. Plötzlich hörte er Klagetöne in einer geringen Entfernung. Er erwachte auf einen Augenblick aus seiner Betäubung, schob den Hut aus dem Gesichte, und erblickte eine weinende Bauerfrau, die verzweifelnd ihre Hände rang. Wilhelm, der sonst so sanfte gute Wilhelm, immer bereit zu Trost und Hilfe, hielt es jetzt nicht der Mühe werth, nach ihrem Kummer zu forschen. »Was wird es sein?« dachte er, »sie ist vielleicht bestohlen worden, oder der Viehstall ist ihr abgebrannt. Kleinigkeit!« Er wollte vorüber gehen.

»Ach Herr Schulmeister!« rief das Weib: „Helf' Er mir um Gottes willen!« »Helf' Ihr Gott!« sagte Wilhelm unmuthig.

»Ach! die grausamen Werber! sie haben mir meinen einzigen Sohn genommen!«

»Die Werber?« — es schlug wie ein Blitz in Wilhelm's Seele. „Wo sind sie?«

»Dort unten in der Schenke. — Ach mein Heinrich! ich werde ihn nie wiedersehen! er ist zart gebaut, er wird die Strapatzen nicht aushalten!« —

»Geduld, Mutter! wir wollen sehen, was sich thun läßt.«

Mit raschen Schritten näherte sich Wilhelm der Dorfschenke. In seiner Seele war ein fürchterlicher Tumult. — »Wer bin ich? — Was bin ich? — hängt mein Herz noch an irgend etwas auf der Welt? — mein Vater ist todt — Hannchen ist todt! — Soll ich hier einen Tag wie den andern essen, trinken und herum wandeln? — Einförmigkeit und Ruhe wurden nur für glückliche Menschen geschaffen; Lärm, Getümmel, Krieg, heute hier, morgen dort, heute gesund, morgen ein Krüppel — das ist ein Leben für Unglückliche!«

Jetzt trat er in die Schenke. Ein preußischer Feldwebel saß am Tische, zechte auf die Gesundheit des Königs und spöttelte über das angeworbene Muttersöhnchen, das an seiner Seite weinte. Wilhelm winkte den Feldwebel bei Seite: »Herr!« sagte er, was will Er mit dem zarten, jungen Burschen anfangen? der kann noch kaum eine Muskete tragen.«

»Was hilft's?« versetzte der Schnurrbart, »man hat die Wahl nicht. Futter für Pulver. Die Franzosen machen uns zu schaffen. Wenn wir jetzt bei der Armee so genau

auf's Maß, oder auf die breiten Schultern sehen wollten, so würde bald keine Kompagnie mehr komplet sein."

Wilhelm. Aber wenn ich Ihm nun, statt dieses Rekruten, einen jungen, gesunden, rüstigen Kerl stelle, der seine sechs Zoll mißt?

Feldwebel. Ei, so mag dieser in Gottes Namen laufen.

Wilhelm. Wohlan, ich bin Sein Rekrut.

Feldwebel (zurückprallend). Er, Herr Schulmeister?

Wilhelm. Ohne viele Worte. Gebe Er mir ein Glas Wein. Es lebe der König!

Feldwebel. Hat Er ein Gläschen zu viel getrunken? wie? Er wollte für ein paar Groschen des Tages den schönen einträglichen Dienst verlassen?

Wilhelm. Das geht Ihm nichts an. Da ist mein Hut. Steck' Er ein Feldzeichen darauf.

Feldwebel (nach dem Hute greifend). Nun, wenn Er es durchaus so haben will —

Wilhelm. Halt! das würde zu viel Aufsehen hier im Dorfe machen. Wann marschirt Er?

Feldwebel. Noch diesen Abend.

Wilhelm. Desto besser! wenn Er mein Haus, dort unten an der Ecke, vorbei geht, so pfeife Er nur, und ich werde mich sogleich zu Ihm gesellen.

Feldwebel. Aber das Handgeld —

Wilhelm. Handgeld? ha! ha! ha! Das Handgeld

ist mein Elend, ich werde Ihm nicht entlaufen. Jetzt gehe Er, und kündige Er dem armen Teufel seine Freiheit an.

Feldwebel. Nicht eher, als bis ich meiner Sache gewiß bin, und Er das Handgeld genommen.

Wilhelm. Muß das so sein? Nun gut, auch das.

Er empfing einige Goldstücke, und trat mit dem Feldwebel wieder in die Stube. Hier sah er gleichgiltig die Freude des armen Heinrich und das Entzücken seiner Mutter. Der Letzteren drückte er die Goldstücke in die Hand, nicht um eine Wohlthat zu erzeigen, sondern um das Geld los zu werden. Von Segenswünschen begleitet, die ihn weder rührten noch freuten, ging er nach Hause, um seine Wäsche in ein Bündel zu schnallen. Das alte Mütterchen sah ihm erstaunt zu, fragte wohl zwanzigmal was er vorhabe? und erhielt keine Antwort. Als die Sonne sich zum Untergang neigte, pfiff der Feldwebel. »Lebt wohl, Mutter!« sagte Wilhelm und warf sein Bündel auf den Rücken.

»Lieber Gott! wo wollt Ihr denn hin? so spät Abends!«

»Legt Euch schlafen, Mutter! wenn es einst dort Morgen wird, wo Fabrikanten und Schulmeister, Katholiken und Protestanten untereinander erwachen, dann sehen wir uns wieder!« — Die gute Alte verstand ihn nicht. Sie sah ihm nach, bis er hinter der Weisdornhecke verschwand, wiegte ihr Haupt, und watschelte zu einer Nachbarin, in deren Gesellschaft sie sich bis um Mitternacht vergebens

den Kopf zerbrach, um zu errathen, was doch wohl dem Herrn Schulmeister widerfahren sein möchte?

Die Sonne ging eben auf, als der Feldwebel mit seinem Rekruten einen Hügel erklimmte, von welchem man Wilhelm's Geburtsstadt überschauen konnte. Er sah ganz deutlich den grünen Giebel des Hauses, wo Hannchen wohnte. Die Gärten vor dem Thore lagen ihm noch näher; er glaubte sogar den lieben Birnbaum zu erkennen.

Bis hieher war er seinem Führer still und finster gefolgt; weder Worte noch Seufzer hatten die Leiden seines Herzens verrathen. Jetzt stand er plötzlich wie eingewurzelt, breitete die Arme nach seinem Geburtsort aus, und weinte bitterlich.

»Gutes Muths!» sagte der Feldwebel. »Wenn Er nun auch dem Könige ein Dutzend Jahre dient, die Stadt wird unterdessen nicht von ihrer Stelle rücken. Und kömmt Er denn einmal wieder als Gefreitkorporal, mit einer Medaille im Knopfloch, so wird das Seinem Liebchen ganz anders in die Augen leuchten, als der schwarze, abgeschabte Rock.»

»Mein Liebchen?» sagte Wilhelm erschrocken, »woher kann Er wissen —?»

Feldwebel. Hm! das merkt man ja wohl. Ich müßte nicht so lange in der Welt mitgelaufen sein. Umsonst wird Er nicht so mit klaren Augen da hinunter in's Thal gaffen.

Wilhelm. Dort liegt mein Vater begraben.

Der Feldwebel öffnete schmunzelnd sein Tornister: Er will mir nichts sagen? Gleichviel. Da trink' Er einmal. Es hat einer ein schönes Lied gemacht, darin steht geschrieben: Auch die Todten sollen leben!

Wilhelm nahm und trank.

»Galt es den Todten oder den Lebendigen?« fragte der Feldwebel schalkhaft.

»Warum soll ich's läugnen? es galt meinem Hannchen!«

Feldwebel. Hannchen? sie soll leben! — Er stürzte ein Glas hinunter.

»Guter Mann,« sagte Wilhelm, »Er hat mich da zu rechter Zeit an ein schönes Lied erinnert:«

Wenn der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein:
Wer ein holdes Weib errungen —

Ach! noch kann ich das nicht sagen! aber:

Festen Muth in schweren Leiden!
Ewigkeit geschwornen Eiden!

Komm Er weiter! ich bin gestärkt.



Neuntes Kapitel.

Der Wildfang.

Wenn es nicht wider die Ehrfurcht stritte, die man einem sogenannten Geiste schuldig ist, so würde ich sagen: die Seele gleicht zuweilen einem verrenkten Gliede, man kann es nicht rühren ohne heftige Schmerzen. Oft aber ist nur ein kleiner Ruck von einer geschickten Hand hinlänglich, um jeder Muskel ihre gehörige Lage wieder zu geben. Der Zufall legte dem Feldwebel ein paar Worte aus Schiller's Lied an die Freude in den Mund. Wilhelm wußte dies Lied auswendig, in seiner Seele reihte sich schnell Zeile an Zeile; eine jede trägt den Stempel der Vollkommenheit; eine jede reißt unwiderstehlich zu himmlischen Gefühlen mit sich fort. Ich kenne kein menschliches Leiden, für welches dieses Lied nicht irgend ein Balsamtröpfchen in Bereitschaft hätte. Segen über den Dichter! er hat mich einst in einer bangen Stunde erquickt! — Segen über ihn! rief auch Wilhelm, als er wieder einen Lichtstrahl der Hoffnung, einen Aufblick des Muthes in seiner Brust verspürte.

Noch einmal überschaute Wilhelm mit nassem Auge seines Vaters Grab, den grünen Giebel, und den Birnbaum; hastig stolperte er dann den Hügel hinunter, und empfand eine Art von Beruhigung, als er sah, daß

dieser Hügel ihm auch die letzte Thurmspitze verbarg. — Beruhigung? höre ich fragen. — Allerdings. So lange der Mensch noch die Hand nach einem geliebten Traumbild ausstrecken kann, mit der kleinsten Wahrscheinlichkeit es zu erhaschen; so lange leidet er mehr, als wenn die letzte Hoffnung ihm schwindet. So oft Wilhelm einen Berg in blauer Ferne hinter sich liegen sah, der gestern noch in blauer Ferne vor ihm gelegen hatte; so oft er mit einer fliegenden Brücke über einen Strom setzte, und dann die Brücke vom Ufer wieder abstoßen sah; so oft kam es ihm vor, als ziehe sein Herz sich immer enger zusammen, der Sturm im Busen schwieg, und war es auch nicht Ruhe, so war es doch Stille.

Sehr natürlich, daß der Feldwebel auf dieser Wanderschaft sein Vertrauter wurde. Mittheilung ist dem Liebenden Bedürfniß, und hätte kein menschliches Ohr sich ihm geöffnet, so würde er im nächsten Dorfe einen Hund gestohlen haben, ihm seine Leiden zu klagen. Auch war Wilhelm's Gefährte kein so rauher Mann, als sein Schnurrbart und seine grobe Stimme vermuthen ließen. Er hatte daheim Weib und Kind, sprach gern von Krieg und Scharmützeln, aber lieber noch von seinem wackern Gretchen, und von dem muntern Buben an ihrer Brust. Ein Mensch, der Gefühl für den Werth eines guten Weibes und Sinn für häusliches Glück vereint, kann kein hartherziger Mensch sein. Geduldig lieh er dem Erzähler sein Ohr, schien es ihm wenigstens zu leihen, und das war für Wilhelm genug.

Nach mehreren Tagereisen gelangten sie endlich an den Ort ihrer Bestimmung, eine Festung an der Grenze, wo die Rekrutentransporte zusammen flossen, und die Neuangeworbenen den Dienst lernen mußten. Der stille, gradsinnige, nie murrende und alles leicht begreifende Jüngling gewann bald die Liebe seiner Vorgesetzten. Die Handgriffe seiner neuen Kunst wurden ihm ohne Stockschläge geläufig. Er war treu, nüchtern, und nie in böse Händel verwickelt; er schrieb eine schöne Hand, und unterwies die Kinder seines Hauptmanns in den Anfangsgründen der Schulwissenschaften. So erwarb er sich Liebe und Ansehen, und selbst die wildesten unter seinen Kameraden haßten ihn nicht, weil er keinen Beruf zum Sittenprediger in sich verspürte und ihnen nie ihre Freude verdarb. Doch war unter allen nur Einer, der sich fester an ihm hing, und dieser Eine gerade unter allen der Ausgelassenste.

Fritz Perlstädt, der Sohn eines königlichen Beamten, verband mit einem guten, weichgeschaffenen Herzen den lebhaftesten Geist. Schon als Knabe preßte er seinen Lehrern manchen Schweißtropfen aus, und war unerschöpflich in muthwilligen Neckereien. Bald wurde hier ein Angelhaken in eine ehrenfeste Perücke geworfen, bald dort der Zopf seines Mitschülers zwischen die Spalte einer Bank geklemmt. Man sparte, zum Heil seiner Seele, weder Ermahnungen noch Ruthen, aber die letztern fruchteten noch weniger als die erstern. Der Vater, seit einigen Jahren Witwer, sah ihm durch die Finger, und alles wäre viel-

leicht gut gegangen, hätte nicht sein böser Genius ihm eine Stiefmutter über den Hals geschicket.

Der Wahrheit zu Ehren sei es gesagt: es gibt hin und wieder auch brave Stiefmütter, sie sind aber eben so selten, wie die braven Theologen. Eine solche Seltenheit nennen die Franzosen belle mère, die gewöhnliche Stiefmutter aber marâtre, ein sehr kräftiger, bezeichnender Ausdruck, den unsere arme Sprache nicht wieder geben kann. Fritzens Plagegeist war eine marâtre. Sie haßte den wilden Knaben von ganzem Herzen, jedem kindischen Muthwillen lieh sie tief versteckte, boshafte Absichten, jeden unbesonnenen Jugendstreich leitete sie aus der Quelle eines verdorbenen Herzens. So verwilderte der Knabe immer mehr und mehr *), und weil keine Schuld auf Erden treulicher zurückgezahlt wird, als der Haß, so vergolt er der Stiefmutter ihre Lieblosigkeit durch stillen Groll. Wo er ihr ein Herzeleid anthun konnte, war er schnell bei der Hand, was er verderben konnte, verdarb er. Zucker in das Butterfaß zu werfen, Ratten und Mäuse mühsam zu fangen, um sie alsdann in der Speisekammer los zu lassen, oder einen Sack mit Maikäfern unter ihr Kopfkissen zu schieben, um ihr eine schlaflose Nacht zu machen; das waren seine ge-

---

*) Les marâtres font déserter les villes et les bourgades, et ne peuplent pas moins la terre de mendians, de vagabonds, de domestiques et d'esclaves, que la pauvreré.
Caracteres de la Bruyere.

wöhnlichen Heldenthaten. Er störte auf diese Weise den Hausfrieden täglich, sein Vater wurde täglich mehr und mehr gegen ihn eingenommen, und die Stiefmutter dachte mit Ernst darauf, den gottlosen Buben los zu werden.

Eines Tages sollte sie bei einem vornehmen Manne zu Gevatter stehen. Sie hatte zu dieser Feierlichkeit einen ganz neuen Blondenbesatz aus dem Schranke geholt, und auf dem Sofa zurecht gelegt. Fritz sah es, und lächelte schadenfroh. Er lockte flugs einen alten schmutzigen Kater herbei, der die üble Gewohnheit hatte, die kostbarsten Dinge für Nachtgeschirre anzusehen. Der Kater wurde mitten auf die Blonden gelegt, und der Erfolg entsprach seiner Erwartung. — Aber nun brach das schon lange drohende Ungewitter über seinem Haupte los.

»Es ist mit dem Fritz nicht länger auszuhalten!» sagte die Mutter, »er muß fort! er oder ich!»

„Aber wohin?»

»Gleichviel! ich hause nicht länger mit ihm unter einem Dache. Ist der Bengel nicht groß genug? laß ihn Soldat werden. Die Muskete wird ihm den Kitzel schon vertreiben.»

Fritz lachte; die Schwester weinte und bat; der Vater erlaubte sich einige schwache Gegenvorstellungen; alles vergebens! das Machtwort der Mutter drang durch, und ehe ein Monat verging, war Fritz Füselier unter dem löblichen von Ostein'schen Bataillon.

Aber die Muskete vertrieb ihm den Kitzel doch nicht. Ohne eben bösartige Streiche zu machen, blieb er nach wie vor ein wilder, unbesonnener Bursche, der immer mit dem Kopfe durch die Wand rennen wollte, und den seine aufbrausende Hitze in manche schlimme Händel verwickelte. Wer weiß, was bei einer gänzlich vernachläßigten Bildung endlich aus ihm geworden wäre, hätte nicht der Zufall eine Schauspielergesellschaft in seine Geburtsstadt geführt. Dieses geistige Vergnügen war ihm völlig fremd. Mit Hilfe einiger Sparpfennige, die ihm seine sanfte Schwester zusteckte, hatte er oft Gelegenheit, Theil daran zu nehmen. Der dankbare Sohn war das erste Stück, welches er aufführen sah. Es machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf ihn; er lachte und weinte; es waren die ersten Thränen des Gefühls; er schämte sich ihrer und erstaunte, dennoch Wollust in ihnen zu finden.

Dieser Augenblick entschied über die edlere Richtung seiner Seelenkräfte. Zwar wurde er nicht auf einmal ein anderer Mensch; er schwärmte noch, und fand noch immer Lust an wilden, geräuschvollen Vergnügungen; aber es gab doch Stunden, wo er den Büchern Geschmack abgewann, die seine Schwester ihm lieh; es gab Stunden, wo Don Quixote und Tom Jones ihn ergetzten, und endlich auch solche, wo Oberon und Don Karlos ihm Genuß gewährten.

Um diese Zeit war es, als der Held unserer Geschichte sein Gefährte wurde, und eben jene Bücher, die Wilhelm

von ihm erhielt, verschlang und wieder verschlang, knüpften den ersten Faden ihrer Bekanntschaft. Es war nur ein lockerer Faden, aber die Zeit gab ihm Stärke. Der wilde Fritz befolgte dann und wann den weisen Rath seines kälteren Freundes, konnte sich einer gewissen Achtung für seine Urtheile nicht erwehren, und befand sich wohl dabei. Wilhelm hingegen that ihm zuweilen den Gefallen, einer lustigen Gesellschaft mit beizuwohnen, und verhütete nicht selten durch seine Gegenwart manche Albernheit oder manchen Mißverstand, der Bacchusbrüder so leicht entzweit. Kurz, Wilhelm ließ sich zu Fritz herab, und Fritz klimmte zu Wilhelm empor. Täglich entdeckte er in unentfalteten Winkeln seines Herzens ein neues, zartes Gefühl; täglich wurde sein Kopf heller, seine Seele reiner gestimmt, und bald war von allen seinen Jugendfehlern nur noch die Hitze, das schnelle Aufbrausen übrig geblieben, das, wenn es auch nicht immer einen guten Menschen bezeichnet, doch mit Herzensgüte weit verträglicher ist, als tückische Kälte.



Zehntes Kapitel.

Der Mörder.

So waren dem armen Wilhelm zwei Jahre verstrichen. Aus seiner Heimath erhielt er keine Nachricht, und verlangte auch keine. Was konnte man ihm von dorther melden? — Daß Hannchen einen reichen, vornehmen Mann geheirathet? daß sie vielleicht schon Mutter sei? — betrübte Neuigkeiten, die ein Liebender nie zu erfahren wünscht. Wilhelm ging jedem Landsmann auf hundert Schritte aus dem Wege, und scheute sich sogar, die Zeitungen zu lesen, aus Furcht, Hannchens Vermählung darin angezeigt zu finden. Uebrigens war und blieb Hannchen ihm nach wie vor das Liebste auf der Welt, und — im Vertrauen gesagt — würde Fritz Perlstädt seine Freundschaft nie so leicht gewonnen haben, wenn seine Schwester nicht zufälligerweise auch Hannchen geheißen hätte. Nicht als ob diese Schwester ihm sonst interessant gewesen wäre; er wollte sie nicht einmal kennen lernen, so oft auch Fritz ihn zu einem Besuche bei ihr einlud; sondern es war ihm genug, zu wissen, seines Freundes Herz hänge auch mit Liebe an einem Geschöpfe, Namens Hannchen. Deswegen hörte er ihn auch so gern von ihr reden, und so oft das Wort Hannchen Fritzens Munde entschlüpfte, nickte Wilhelm

freundlich, als wollte er sagen: »ich habe auch eine Schwester, die Hannchen heißt.«

Wenn Wilhelm bei dieser fortdauernden, innigen und hoffnungslosen Liebe nicht ein Raub der Schwermuth wurde, so verdankte er das allein seiner rastlosen Thätigkeit. Die Freistunden, welche der Dienst ihm übrig ließ, waren zwischen dem Unterrichte einiger Kinder und seiner eigenen Geistesbildung getheilt. Nur selten gelang es seinem muntern Freunde, ihn von den Büchern weg mit sich hinaus in's Freie zu ziehen. Das Wetter mußte sehr einladend und der Himmel sehr heiter sein, wenn Wilhelm nachgeben sollte. Geschah es aber, so konnte er auch nach seiner Art recht froh werden; denn es hat sich kein Gram so tief gefressen, daß die Reize der Natur ihm nicht, wenigstens auf Augenblicke, ein lindernd Opium würden.

Einst kam Fritz an einem schönen Maitage, und überredete Wilhelm, mit ihm auf ein nahe gelegenes Dorf zu spaziren. Sie gingen, unter traulichen Gesprächen, zwischen blühenden Barbaritzenhecken. Nahe an dem Dorfe, wo sie eine Flasche Waizenbier trinken wollten, gesellte sich noch ein dritter Soldat zu ihnen, Franz Rohr, ein schielender, hämischer Mensch, der immer Händel suchte, und keinen ungeneckt ließ. Hatte er vollends, wie jetzt, ein Glas Branntwein im Kopfe, so rieb er sich an Freund und Feind, wie der Rezensent Huber, und wer ihm nicht aus dem Wege gehen konnte, mußte ihn entweder verachten, oder hinter die Ohren schlagen.

Wilhelm und Fritz wären ihm gern aus dem Wege gegangen, aber sie wurden ihn nicht früher gewahr, als bis er, beim Umbiegen um eine Hecke, plötzlich vor ihnen stand. »Guten Tag, Herr Pastor!« redete er sie an.

Fritz. Wen meinst du damit?

Franz Rohr. Wen anders, als den gestrengen Herrn Wiese, der bald unser Feldprediger sein wird.

Wilhelm. Danke für das gute Zutrauen.

Franz Rohr. Dann bleibst du auch fein in Sicherheit bei der Bagage.

Fritz. Vor deiner giftigen Zunge wäre er auch dort nicht sicher.

Franz Rohr. Bewahre der Himmel! wer dürfte sich an dem Liebling unsers Hauptmanns vergreifen. Er stellt ihn ja immer der Kompagnie zum Muster vor.

Fritz. Nur Schade, daß du und deines Gleichen ihm nicht nachahmen.

Franz Rohr. Hm! es wäre schnurrig, wenn jeder Soldat bei der Armee, statt der Patronen, ein Buch in der Tasche trüge, und wenn er Feuer geben sollte, läse er dem Feinde eine Ode vor.

Wilhelm (gelassen). Laß das gut sein, Rohr; jeder belustigt sich nach seinem Gefallen.

Fritz. Und das geht Keinem etwas an, verstehst du mich?

Franz Rohr (spöttisch). Wenn ich nun sage, daß ich dich nicht verstehe? was denn?

Fritz (mit Wärme). So werde ich dir's schon deutlicher zu machen wissen.

Franz Rohr. Oho! das wäre!

Wilhelm (zu Fritz). Laß ihn geh'n, antwort' ihm nicht.

Beide schwiegen, aber Franz Rohr schlenderte immer neben ihnen her. »Wo geht ihr denn hin?" hub er von neuem an.

Wilhelm. Nach Gründorf.

Franz Rohr. Was wollt ihr da machen?

Wilhelm. Eine Flasche Bier trinken.

Franz Rohr. Aus Fingerhüten vermuthlich?

Fritz. Höre, Franz, du bist ein erbärmlicher Spaßvogel! ich rathe dir, laß das Sticheln bleiben, oder es geht nicht gut.

Franz Rohr. Nun, es kann ja nicht immer gut geh'n.

Fritz. Zumal in deiner Gesellschaft.

Franz Rohr. Die war dir vormals freilich lieber.

Fritz. Gedenke meiner Jugendsünden nicht.

Franz Rohr. Wahrlich, Kamerad! du warst sonst ein fixer Kerl, aber seitdem du mit dem Kopfhänger da umgehst —

Fritz. Halt das Maul! der Kopfhänger ist mein Freund, und wer sich an ihm reibt, dem darf wenigstens die Klinge nicht in die Scheide gerostet sein.

Franz Rohr. Die meinige ist ziemlich locker.

Wilhelm. Ich bitte dich, Fritz! mach' ihm nicht die Freude, dich zu ärgern.

Franz Rohr. Der Herr Pastor können vermuthlich kein Blut seh'n?

Fritz. Warum nicht? wenn Einer Nasenbluten durch Ohrfeigen bekömmt, so mag er das wohl leiden.

Franz Rohr. Gelbschnabel! das wollen wir versuchen.

Mit diesen Worten schlug er ihn in's Gesicht, sprang einen Schritt zurück und zog den Säbel. Wie der Blitz flammte auch Fritzens Säbel in der Luft, mit blinder Wuth stürzte er auf den Bösewicht ein, und ehe noch Wilhelm sich dazwischen werfen konnte, lag der Spötter schon blutend zu seinen Füßen. Halb trunken rannte er selbst in seines Gegners Klinge, die ihm tief in das giftige Herz fuhr. Ein schwarzer Strom schoß ihm aus dem Munde, und verschlang den letzten Fluch, mit dem er zur Hölle hinabstürzte.

»Ach, mein Gott!» rief Wilhelm, »was hast du gemacht!»

»Es ist dem Hunde schon recht geschehen,» sagte Fritz, »hat er mich doch bei den Haaren zu dieser That gezogen.»

Wilhelm. Aber was soll nun werden? wirst du nicht immer als Mörder bestraft? wird man dem Zeugniß deines Freundes trauen?

Fritz. Schwerlich! was ist zu thun? — ich muß fliehen —

Wilhelm. Und dein armer alter Vater? deine gute Schwester? —

Fritz. Es ist hart! aber ich leide unverschuldet.

Wilhelm. Und um meinetwillen! nein, das gebe ich nicht zu! — Raffe dich zusammen, Fritz, stecke dein Seitengewehr ein, geh in die Stadt, nenne mich als den Thäter; ich fliehe indessen.

Fritz. Bist du von Sinnen?

Wilhelm. Hier ist keine Zeit zu verlieren, ich habe es wohl überlegt. Du hast deine Heimath nie verlassen, bist der Welt unkundig, man würde dich ertappen, ich weiß mir schon eher zu helfen. Auch habe ich weder Vater noch Mutter, weder Schwester noch Bruder, mein Schicksal wird niemanden eine Thräne kosten.

Fritz (sich die Augen trocknend). Sind denn das keine Thränen? meinst du, ich könnte dich in's Elend jagen und jemals wieder Ruhe schmecken? meinst du, ich könnte deinen Namen am Schnellgalgen lesen, ohne vor Scham in die Erde zu sinken?

Wilhelm. Unverdiente Strafe schändet nicht. Mein Name bleibt in deinem Herzen, und Gott war hier Zeuge!

Beide Freunde sanken gerührt einander in die Arme; doch hier war keine Zeit, sich ihren Gefühlen zu überlassen; die Gefahr heischte einen raschen Entschluß; wie bald konnte man sie bei dem Leichnam überraschen; jedes längere Zaudern erschwerte die Flucht. Wilhelm bot alle seine Beredsamkeit auf, ihn zu überzeugen, daß Liebe zu Eltern und Verwandten, auf welche seine Schande zurückfalle, ihm Trennung von seinem Freunde zur Pflicht mache. Er überzeugte ihn zwar nicht, aber er betäubte ihn doch. Ach! Fritz, der unfreiwillige Mörder, war so schon betäubt, und wußte kaum, was er that. Weinend schob er seinen Beutel in die Hand des biedern Jünglings — sprachlos drückte er ihn an seine Brust — Wilhelm riß sich los und floh — floh leicht wie ein Reh, denn statt eines Mordes lag eine edle That auf seinem Herzen!



Eilftes Kapitel.

Der Pastor.

Wenn ein Flüchtling mit wenigen Groschen in der Tasche, und dem Bewußtsein einer guten Handlung im Busen, leichter und froher den Bettelstab ergreift, als ein gekrönter Räuber den Scepter — o Gott! wie mag der Mensch von dir noch Lohn für das begehren, was im Augenblicke der That sich schon belohnt. — Als der Abend hereinbrach, hörte Wilhelm ohne Herzklopfen drei Kanonenschüsse, und bald nachher das Geläute der Glocken auf den benachbarten Dörfern. Er wußte, daß es ihm gelte, und verbarg sich in einem Graben, unter einer Brücke der Landstraße, über die er bald nachher die Hufe der Husarenpferde donnern hörte, welche ihm nachsetzten. Er verließ seinen Schlupfwinkel nicht eher, als bis die Finsterniß seine Flucht begünstigte. Waren ihm gleich die Wege unbekannt, so wußte er doch, daß die Grenze nahe sei, und nachdem er ein paar Stunden hastig fortgeeilt, überzeugte ihn ein Crucifix von seiner glücklichen Ankunft auf fremdem Grund und Boden, denn das benachbarte Land war katholisch.

Ermüdet warf er sich in's Gras um auszuruhen. Nicht lange, so verkündete die Morgenröthe den kommenden Tag,

und er erblickte in einer kleinen Entfernung ein Dorf, wo er eine Zuflucht bis auf den Abend zu suchen beschloß; denn auch auf fremdem Gebiete mochte er, aus Furcht vor Steckbriefen es nicht wagen, seinen Weg am Tage fortzusetzen. »Jener Kirchthurm», dachte er, »bürgt mir dafür, daß ein Pastor im Dorfe haust. Wenn ich ihm freimüthig bekenne, was mich zur Flucht zwang; so wird er mir einen Winkel auf seinem Heuboden, bis es dunkel wird, nicht versagen.»

Mit diesem Vorsatz trat er in's Dorf, und klopfte an die Wohnung des Pastors. Ein Fensterlein that sich auf, ein dicker Kopf quoll hervor.

»Was begehrt Er, mein Freund?» redete der Vitelliuskopf den Flüchtling an.

»Ich begehre ein Wörtchen im Vertrauen zu sprechen.»

„Eine kleine Geduld, man wird Ihm die Pforte aufthun.»

Der Dickkopf zog sich sanft zurück, verschloß das Fenster leise, kam mit schleichenden Tritten bis an das Pförtchen, und öffnete es ohne Geräusch. Jetzt sah Wilhelm, daß der Kopf nur zum Modell eines Bauches gedient hatte, der, wenn wieder einmal ein Jonas zu verschlingen, und eben kein Wallfisch bei der Hand wäre, leicht mehr als einen Propheten beherbergen könnte. Daß dicke Menschen auch

gut und wohlthätig sein können, davon hatte Wilhelm die Erfahrung bereits gemacht, er ließ sich daher durch die Stück-Faß-Gestalt in seinem Glauben nicht irre machen.

Es gibt zweierlei Arten von Freundlichkeit: die eine ist wie der Staub auf Schmetterlings-Flügeln, die Menschengesichter sind gleichsam nur damit gepudert. Die andere trägt die frische Farbe einer herbstlichen Frucht, beweist inwendige Reife und Süßigkeit, und erquickt den Durstigen. Menschen, die immer lächeln, so bald man sie anredet, und immer glatt sind, wenn man sie auch aufwärts streichelt, solche Menschen haben die Freundlichkeit nur gepachtet, sie ist nicht ihr Eigenthum. Aus einem Pachtgut zieht man so viel Nutzen als möglich, und nur der Eigenthümer meint es ehrlich mit seinem Besitz, ohne eben immer auf Vortheil dabei zu sehen. Der kleine dicke Pastor hatte seine Freundlichkeit gepachtet, und sie trug ihm jährlich von seinen Eingepfarrten artige Summen ein. Er blickte mit eben dem sanften Lächeln auf ein Brautpaar, mit dem er einem armen Sünder zuredete.

Wilhelm besaß nicht feinen physiognomischen Sinn genug, um zu unterscheiden, ob die Freundlichkeit seines Wirths das Gepräge des Herzens oder der Gewohnheit trage. Mit Anmuth und Ruhe — denn er war ja kein Verbrecher — trug er seine Noth dem Pastor vor, der ihn anhörte, ohne eine Miene zu verändern.

»Ganz wohl, mein Sohn,« sprach er mit sanfter und leiser Stimme, »folge Er mir getrost.« Er führte ihn auf den Boden, wo ein Verschlag von Bretern gemacht war, und wo er ihm ein Bund Heu zur Lagerstätte anwies.

»Er ist vermuthlich die ganze Nacht herum gewandert, und wird der Ruhe bedürfen. Hier stört Ihn niemand. Zu Mittag will ich Ihm selbst eine Schale voll Suppe bringen, und was der liebe Gott sonst beschert. Wenn es finster wird, mag Er dann in Gottes Namen weiter gehen. Zwei Stunden von hier liegt ein Flecken, der Gerichtshalter ist mein Freund; ich will Ihm einen Brief mit geben, damit Er einen Paß bekommt, denn ohne Paß wird Er schwerlich durchschlüpfen. Auch rathe ich Ihm, seine Montur je eher je lieber gegen einen Bauerkittel zu vertauschen.«

Wilhelm, durch diese zuvorkommende Willfährigkeit entzückt und gerührt, küßte mit warmer Dankbarkeit die fette Hand des Pastors. — Sorglos sank er auf das frische duftende Heu, und schlummerte sanft einige Stunden. Als er gegen Mittag die Augen aufschlug, stand der Pastor vor ihm, mit einer Schüssel voll Suppe, Brot, Schinken und einer Flasche Halbbier.

»Nehme Er, mein Freund, und thue Er sich gütlich; hier ist auch der Brief an den Gerichtshalter. Doch rathe ich Ihm, mein Haus nicht vor Mitternacht zu verlassen. Es sind preußische Husaren im Dorfe, die Schenke ist

nicht weit, und Er wird wohl thun, sich still zu halten, bis Wirth und Gäste im ersten Schlafe liegen. Hat Er nur erst die Kleider gewechselt und den Paß in der Tasche, so ist Er geborgen."

Neuer Dank von Seiten des verfolgten Flüchtlings. Der Pastor verließ ihn mit seiner gewohnten Freundlichkeit. Wilhelm aß, trank, und entschlummerte zum andern Male. Gegen Abend erwachte er gestärkt, und überließ sich nun in dieser Einsamkeit seinen Grillen. Wehmüthig blickte er auf die Vergangenheit und hoffnungslos in die Zukunft. Wohin er sich wenden — was aus ihm werden solle — er wußte es nicht, und beinahe war es ihm gleichgiltig. Brot, dachte er, findet ein Mensch, der arbeiten kann, überall, und wenn er der Liebe entsagen muß, so ist es gleichviel, wo er es findet.

Bis jetzt hatte eine Todtenstille in dem kleinen Hause des Pastors geherrscht; Wilhelm hörte keinen Fußtritt, kein Reden noch Flüstern. Ein paar Mäuse auf dem Boden, die durch den Geruch seines Schinkens gelockt wurden, und ganz zahm um ihn her spazirten, schienen fast die einzigen Bewohner. Als aber die Dämmerung hereinbrach, da glaubte Wilhelm unter sich ein leises Wimmern zu vernehmen. Er horchte — es war wieder still. Ich habe mich geirrt, dachte er, und schlug sich's aus dem Sinne. Aber kaum hatte er einem andern Gedanken Raum gegeben, als ihn das Wimmern abermals störte. Er hielt den Athem an

sich und lauschte. — Jetzt vernahm er deutlich, bald in längern, bald in kürzern Pausen ein Aechzen und Stöhnen. Es schien aus einem Zimmer, gerade unter seinem Zufluchtsort herauf zu steigen. Das Haus war nur von Holz gebaut, und der dünne Fußboden begünstigte seine Neubegier. Er legte sich platt nieder, und heftete das Ohr an den Boden. Nun hörte er deutlich, daß er sich nicht geirrt hatte; aber aus wessen Brust dies Wimmern kam? und welche Noth es verursachte? das konnte er nicht errathen.

Dann und wann kam es ihm vor, als vernehme er die Stimme des Pastors. Er schloß daraus, daß noch eine dritte nothleidende Person im Hause sein müsse, die vermuthlich von dem menschenfreundlichen Pastor eben so hilfreich aufgenommen worden, als er selbst. Doch konnte er nicht begreifen, wodurch eigentlich diese Jammertöne veranlaßt würden? — war es ein Kranker, so mußte die Krankheit sehr schmerzhaft sein, denn ein solches Wimmern und Aechzen konnte nur ein heftiger Schmerz auspressen. Sein weiches Herz litt mit dem unbekannten Leidenden; er vergaß darüber seine eigene Gefahr.

Mit der hereinbrechenden Nacht wurde das Stöhnen immer ängstlicher und anhaltender. Endlich verwandelte es sich sogar in Kreischen; es war ein weibliches Kreischen, es schnitt dem armen Wilhelm durch's Herz, er wünschte sich zu den Husaren in die Schenke. Nach einer halben Stunde wurde es still, er hörte leise gehen, und bald darauf die

Hofthür knarren. Die Neubegierde trieb ihn an das Dachfenster, der Mond war eben aufgegangen. Er sah den Pastor über den Hof nach dem Garten schleichen, es kam ihm vor, als trüge er etwas unter seinem weiten Mantel. Wilhelm's Blicke verfolgten ihn in den Garten. Der Pastor stand unter einem großen Baume still, legte seine Bürde nieder, holte eine Schaufel und fing an zu graben.

Das weibliche Gekreisch hatte sich indessen wieder in ächzendes Wimmern verwandelt, und Wilhelm wurde mit sanfter Gewalt durch das, was er hörte, von dem seltsamen Schauspiel weggezogen, dem seine Augen zusahen. Er schliech auf den Zehen die Bodentreppe herab, und näherte sich mit verhaltenem Athem dem Zimmer, aus welchem die Schmerzenstöne schallten. Ein Lichtstrahl verrieth ihm, daß der Pastor im Herausgehen die Thüre nur angelehnt hatte. Er lauschte und sah — die Diele schwamm in frisch vergossenem Blute; eine Lampe erleuchtete ein Bett, auf welchem ein junges todtenblasses Frauenzimmer lag. — Wirf die Feder weg! und wage es nicht, Wilhelm's gräßliche Gefühle zu schildern — Großer Gott! es war Hannchen!

Kalt wie Stein und leblos stand der arme Jüngling, seine Füße wurzelten am Boden, seine Knie schlotterten, sein Haar sträubte sich, sein Blick starrte nach dem Gespenst, das hohläugig um sich schaute und ächzte. Er wollte schreien — der Hals war ihm zugeschnürt; er wollte fliehen — die Glieder waren ihm gelähmt. Wie lange er so

stand — wie er endlich von diesem Schreckensorte hinwegtaumelte, wie er die Hausthür erreichte und auf die Landstraße kam — von alle dem hatte er noch am andern Morgen nur eine traumähnliche Erinnerung. Erst unter einem Baume fand er seine Besinnung wieder, als die Sonne schon hoch über ihm stand, und eine junge Bauerdirne ihn freundlich fragte: ob er krank sei? indem sie ihm einen Topf mit Milch zur Erquickung bot.

Er starrte das Mädchen mit großen Augen an; ihm war es, als erwache er aus einem Fieberschlaf. »Ich danke dir, mein Kind,« stammelte er leise, »ich bedarf nichts.« — Das Mädchen warf einen mitleidigen Blick auf ihn, schüttelte den Kopf und ging weiter.



Zwölftes Kapitel.

Das Gefängniß.

Als der Himmel den Schrecken in die Welt sandte, da gab er ihm zum wohlthätigen Gefährten die Betäubung. Der Schrecken würde die Maschine in einem Nu zerschmettern, wenn er sie nicht in den Schooß der Betäubung schleuderte.

Wilhelm floh sinnlos den Schauplatz jener Gräuel, er setzte hastig und bewußtlos einen Fuß vor den andern; er ging der Schenke vorbei, sah zwei Husaren im Mondenschein auf einer Bank schlummern, und verdoppelte keinen seiner Schritte. Nach mehreren Stunden warf ihn Erschöpfung unter einem Baume in's Gras, der Morgenthau durchnetzte ihn, er fühlte es nicht — die Nacht wechselte mit dem Tage, er sah es nicht — die Lerche stieg lautwirbelnd an seiner Seite empor, er hörte es nicht. Als das Milchmädchen ihn verließ, sah er ihm lange gedankenlos nach; dann ließ er sein Haupt zur Erde sinken, und rupfte, so weit er reichen konnte, die Feldblumen aus dem Boden.

Gegen Mittag zog ein Gewitter herauf, es donnerte in der Ferne. Wilhelm hörte es wie im Schlafe, und es

war ihm lieb. Der Himmel bezog sich schwarz, nun sah er gern hinauf. Große Regentropfen fielen ihm auf das Gesicht, das kühlte die Glut seiner Wangen. Die Blitze wurden immer leuchtender, die Donnerschläge immer stärker — Wilhelm begann freier zu athmen. Ein dichter Platzregen, von einem Wirbelwind begleitet, stürzte aus dem finstern Wolkenschooß herab. Eine nahe Strohscheune bot dem Wanderer ein sicheres Obdach: Wilhelm sah die Scheune und rührte sich nicht.

In diesem Augenblick zog ein Kommando Husaren an ihm vorüber. Um sich vor dem bösen Wetter zu schützen, hatten sie die Mäntel über die Nasen geschlagen, und ritten in schnellem Trab. Sie sahen ihn nicht, aber Wilhelm sah sie ohne Furcht, erkannte sie für Preußen, und konnte nicht begreifen, aus welcher Ursache sie hier herumschwärmten.

Je lauter der Sturm heulte und der Donner brüllte, je mehr fühlte er seine Brust erleichtert, je freier blickte er empor. Jetzt stand das Gewitter gerade über seinem Haupte. Der Blitz schlug mit fürchterlichem Krachen in einen kaum hundert Schritt von ihm entfernten Eichbaum, und spaltete ihn von der Wipfel bis zur Wurzel.

»Warum nicht in d i e s e n!« sagte Wilhelm, indem er seine Hand nach dem Baume ausstreckte, unter welchem er lag. „Gott! zerschmettere mich im Kampf der Elemente! nimm dein unerbetenes Geschenk zurück! und verleih es

einem Thoren, der es der Mühe werth hält, dir dafür zu danken!»

Wohl dir, armer Jüngling, daß deine krampfhaft verschlossenen Lippen sich wieder öffnen. Hadre mit dem Schicksal — murre — klage — und gelingt es dir, die kalten Regentropfen in deiner Augenwimper mit warmen Thränen zu mischen, so geht der Dämon der Verzweiflung an dir vorüber. — Ja schon senkt sich unter fern verhallendem Donner der sanftere Genius der Schwermuth auf dich herab. Der Sturmwind schweigt — die Sonne blickt durch einen nassen Schleier — die Vögel erwachen zum Gesange — du weinst. —

Weine — schluchze — diese Thränen ersticken den aufkeimenden Gedanken an Selbstmord. »Ich bin ja noch nicht ganz losgerissen von der Kette der Wesen,» rief er aus, »ich habe noch einen Freund, den ich retten muß! einen Freund, dem ich gelobte, für mein Leben zu wachen. — Fliehe! fliehe! jeder Schritt bringt ihn der Ruhe näher, und entfernt dich weiter von der Treulosen! — Hannchen! Hannchen! wie tief bist du gesunken!» —

Er raffte sich auf, und kam gegen Abend in den Flecken, den der Pastor ihm angezeigt hatte. Hier erinnerte er sich des Briefes an den Gerichtshalter, und ob sich gleich sein Herz empörte, eine Wohlthat durch Hilfe eines Menschen zu empfangen, der das Heiligthum dieses Herzens geschändet hatte; so überwog doch die Betrachtung: daß

Freundes Rettung jetzt die einzige Pflicht sei, die ihm obliege, seinen Widerwillen gegen diesen Schritt. Er ging zum Gerichtshalter, fand einen alten, eisgrauen Mann mit einem wohlwollenden Gesichte, und überreichte ihm den Brief.

Der Greis holte seine Brille hervor, las — staunte — warf einen forschenden Blick auf Wilhelm — las wieder, und ein Zug des Unwillens ward um seinen Mund sichtbar. Er nahm bedenklich die Brille ab, legte den Brief auf den Tisch, und ging einigemal schweigend im Zimmer auf und nieder. Endlich zog er an einer Klingel, seine zitternde Hand schien ihm ungern diesen Dienst zu leisten. Ein Gerichtsdiener trat herein.

»Mein Freund,« sprach der Greis zu Wilhelm, »es thut mir leid, Ihm sagen zu müssen, daß Er betrogen worden. Er ist in üble Hände gefallen. Wäre Er blos Deserteur, so wollte ich gern ein Auge zudrücken; aber dieser Brief klagt Ihn als Mörder an. Er ist mein Gefangener. Gerichtsdiener, thue Er seine Pflicht.«

Wilhelm stand versteinert. »Ist es möglich!« rief er aus, »so viele Bosheit unter der Hülle freundlicher Sanftmuth! Dieser tückische Mensch, der das Zutrauen eines Verfolgten so schändlich mißbraucht, hat ein unschuldiges Mädchen verführt, sein eigenes Kind ermordet, und in der vorigen Nacht unter einem Baume im Garten verscharrt.«

Mit Entsetzen hörte der rechtschaffene Greis eine Aussage, die Wilhelm, dessen menschliches Gefühl auf's äußerste empört war, ihm umständlich wiederholte, ohne zu bedenken, welcher Gefahr er das arme Hannchen aussetzte. Mit zerrütteten Sinnen, mit zerstörtem Glauben an Liebe, Treue und Menschlichkeit folgte er dem Gerichtsdiener in's Gefängniß, wo eine schwere Kette seinen Fuß an die Mauer fesselte. Uebrigens behandelte man ihn so gütig, als die strenge Pflicht seinem Richter vergönnte.

In der folgenden Nacht begab sich der Greis mit einigen Häschern in das Haus des erschrockenen Pastors. Die Wöchnerin läugnete ihren Zustand nicht. Auf die Frage: wo ihr Kind geblieben, antwortetr sie mit Thränen: »man habe es ihr genommen, und einer fremden Bäuerin zum Säugen gegeben, da sie doch selbst so gern ihm ihre Brust gereicht haben würde.» — Sie sagte das mit dem Ton der Unschuld und Wahrheit, aber dem Pastor trieb das Gewissen den Angstschweiß auf die Stirn.

Man ging hinab in den Garten, man fand unter einem Baume frisch aufgewühlte Erde, man grub — siehe da lag ein neugebornes Kind, in ein blutiges Tuch gewickelt, eine große Stecknadel stack in seiner Schläfe. Die Häscher ergriffen den Bösewicht, und warfen ihn gebunden in ein Loch, aus welchem die geistliche Gerichtsbarkeit ihn bald wieder hervorzog. Man hörte nicht weiter von ihm reden.

Als das arme Hannchen den Mord ihres Kindes erfuhr, lag sie drei Tage ohne Besinnung, am vierten war

sie wahnwitzig. Der menschliche Gerichtshalter wagte es nicht, sie in diesem Zustande in engere Verwahrung zu bringen. Er ließ einen Arzt herbei rufen, verordnete ihr Wächter und Krankenwärter, und erst nach Verlauf eines Monats, als der Arzt versicherte, daß man sie ohne Gefahr wegbringen könne, ward sie in's Gefängniß abgeholt.

Wilhelm schmachtete während dieses Monats in Fesseln, ohne zu wissen, was in Ansehung seines Schicksals vorging. Gerichtliche Formalitäten hatten seine Auslieferung verzögert, es mußte nach der Garnison geschrieben und wiedergeschrieben werden, bis endlich die Nachricht eintraf: man habe ein Kommando beordert, ihn in Empfang zu nehmen. Der Gerichtshalter wünschte diese Auslieferung zu beschleunigen, weil Wilhelm's Gefängniß das einzige in diesem kleinen Flecken war, wohin man einen Menschen, ohne Nachtheil für seine Gesundheit zu befürchten, sperren konnte.

Eines Morgens, als der Jüngling sich eben beschäftigte, durch Brotkrumen eine Maus näher zu locken, die sein einziger Gesellschafter war, hörte er plötzlich zur ungewöhnlichen Stunde die Thürangeln seines Kerkers knarren, und die schweren Schlüssel klirren. Der Gerichtsdiener stieß ein Frauenzimmer herein, das auf der Schwelle ohnmächtig niedersank. — »Hannchen!« schrie Wilhelm laut auf, und rasselte mit den Ketten, und zuckte gewaltig die Haken aus der Mauer zu reißen. Vergebens! auch den schwachen Trost, der lieben Ungetreuen Hilfe zu leisten, ver-

sagte ihm sein hartes Geschick. Er brüllte vor Schmerz! — Dieses Brüllen und das Rasseln seiner Ketten weckten das unglückliche Mädchen aus der Ohnmacht. Sie schlug die Augen auf und schauderte heftig, denn sie glaubte einen Geist zu erblicken.

Wilhelm breitete die Arme nach ihr aus. Sie sprang auf, um sich hinein zu stürzen, aber plötzlich drückte die Last ihres Bewußtseins sie wieder zu Boden.

»Nein! ich bin unwerth deiner Umarmung! du weißt nicht, warum ich hier bin!« —

»Ich weiß es!« rief Wilhelm, »du bist eine verführte Unschuld — aber ich hoffe zu Gott! keine Kindermörderin!«

»Nein! das bin ich nicht!« — Sie kroch auf den Knien bis zu dem Geliebten, ergriff seine Kette und drückte sie an ihr nasses Auge.

Wer vermag die Jammerscenen dieser ersten bangen Stunde zu schildern! Abgebrochene Worte in Thränen erstickt, wehmüthige Blicke und banges Aechzen — das waren die Freuden ihres Wiedersehens nach langer Trennung. »Ach Hannchen! wie war es möglich!« wiederholte Wilhelm mit herbem Schmerz. Und Hannchen, von Schluchzen unterbrochen, legte ihr Bekenntniß ab.



Dreizehntes Kapitel.

Das Bekenntniß.

„Guter Wilhelm," hub sie an, „es war nicht Stolz, was meines Vaters Herz unsern Wünschen verschloß. Wir und die ganze Stadt hielten ihn für reich. Er war es auch vormals, aber böse Menschen haben ihn um das Seinige betrogen. Ein wohlhabender Schwiegersohn sollte ihm wieder emporhelfen. Ach! hätte ich gewußt, warum er diese verhaßte Verbindung so ängstlich wünschte; hätte ich gewußt, daß er im Alter zu darben fürchtete, ich hätte ihm dieses Opfer auf Kosten meiner Ruhe gebracht. Ich würde dann nicht, von Scham und Reue zerknirscht, die Augen vor meinem Geliebten niederschlagen müssen; ich würde ihm mit Zuversicht in's Antlitz blicken, und sprechen: dein treues Hannchen suchte Ersatz für hoffnungslose Liebe in erfüllter Pflicht."

„Es sollte nicht so sein! das Schicksal hatte mich bestimmt, zu versuchen, wie viel Elend ein schwaches Mädchen tragen kann. Falsche Scham verschloß meinem guten Vater den Mund. Wenn er auf's Comptoir ging, so sah er, wie mit jedem Tage der Umsturz seines Hauses näher rückte, und wenn er in sein Wohnzimmer trat, so quälte

ihn der Anblick einer Tochter, die sich um deinen Verlust abhärmte.»

»Als vollends die Nachricht von deiner Entweichung bis zu meinen Ohren drang, da wurde mein Auge nicht trocken, und ich verschloß mich wochenlang, um meinem Kummer nachzuhängen. Unser Haus, vormals ein Sammelplatz geselliger Freude, verödete wie ein Grab. Das frische blühende Mädchen wankte gleich einem Schatten umher, Hannchen war nicht mehr der Trost ihres gebeugten Vaters.»

»Der unglückliche Greis härmte sich im Stillen, nagende Sorgen warfen ihn auf's Krankenlager, in seiner letzten Stunde gab er dir und mir seinen Segen, und ging — dort den Lohn seiner hier getäuschten Redlichkeit zu ernten. Sein Tod zermalmte mein leidendes Herz, und doch kannte ich den ganzen Umfang meines Elends noch nicht. Es blickte durch die Nacht, die mich umgab, noch ein sanfter Strahl der Hoffnung. Ich bin frei! flüsterte es mir heimlich im Busen: ich bin reich, und reicher noch durch meines Vaters Segen. Ich werde Wilhelm aufsuchen, alle Zeitungen sollen ihm nachspüren, und finde ich ihn — in welchen Winkel der Erde dränge die Stimme der Liebe nicht! — so kehrt er zurück in meine Arme, und theilt des Vaters Nachlaß: Reichthum und Segen!»

»Solche Träume milderten meinen Kummer in den ersten Wochen, bis ein weitläufiger Verwandter kam, die

Papiere des Verstorbenen untersuchte, und mir sehr trocken erklärte, daß ich eine Bettlerin sei. Eine verwaiste Bettlerin! nie gewöhnt, ihr Brot durch Hände-Arbeit zu verdienen, ohne Freunde, ohne Bekannte, ein Fremdling in der großen Welt — wohin sollte ich fliehen? wo Rettung vor dem Hunger suchen? — Der weitläufige Verwandte, aus Furcht, sich selbst eine Bürde aufzuladen, sprach viel von seiner zahlreichen Familie, seinen geringen Einkünften, und rieth mir, in's Münstersche zu einer alten Muhme zu reisen, von der ich in meinem Leben nichts gehört hatte. Die Noth zwang mich, seinen Rath zu befolgen. Ich nahm aus dem väterlichen Hause nichts mit mir, als den kleinen Marlborough, und kam, nach tausend überstandenen Beschwerden, glücklich bei der alten Muhme an, die sehr reich, sehr fromm, und folglich sehr geizig war.»

»Sie ging lange mit sich zu Rathe, ob sie mich für ihre Verwandte erkennen solle oder nicht. Endlich nahm sie mich doch in ihr Haus, um, wie sie sich ausdrückte, dem Himmel ein Kapital auf Zinsen zu leihen. Der Himmel wolle einst ihre Hoffnungen nicht täuschen, wie sie die Meinigen getäuscht hat! das Kapital war sehr gering. Sie versah mich kaum mit dem Nothdürftigen, und versalzte mir jeden Bissen durch Vorwürfe über meine Armuth, durch hämische Anspielungen auf die üble Wirthschaft meines guten Vaters.»

»Ich habe in ihrem Hause mehr Thränen als Wassertropfen verschluckt; ich habe mehr gelitten, als ich in den

Tagen meiner frohen Jugend ertragen zu können glaubte; und wollte Gott, ich wäre damals mit dem Kranz meiner Unschuld in's Grab gestiegen! Das Schicksal hatte seinen Groll an mir noch nicht erschöpft.»

»Ein Zufall führte auf einer Reise einen Pastor in unser Haus. Niemand wußte besser den Schein der Redlichkeit und Frömmigkeit zu heucheln. Er sah mich und fand Gefallen an mir. Er kam öfter wieder und brachte halbe Wochen in unserm Hause zu; doch nie entschlüpfte ihm ein Wort, das meine Unschuld schüchtern machen könnte.»

»Endlich rückte er gegen die Alte mit dem Vorschlag heraus: mich als Haushälterin zu sich zu nehmen. Zwar schien es ihm selbst verdrießlich, daß ich noch so jung sei, indessen vertraute er auf meine Sittsamkeit, und auf seinen eigenen, zu fest gegründeten Ruf. Der geizigen Muhme kam dies Anerbieten erwünscht; sie konnte nicht aufhören, mir Glück zu wünschen; sie setzte redselig alle Vortheile dieser Versorgung in helles Licht; wie ich dort an nichts Mangel leiden, und mein guter Name vor jeder Verläumdung geschützt sein würde.»

»Ich sah, wie gern sie mich los sein wollte; auch war ich weit entfernt, einen Bösewicht unter jener frommen, freundlichen Larve zu vermuthen. Nimm noch dazu, lieber Wilhelm, daß meine demüthigende Lage mir täglich drückender wurde, und du wirst es mir nicht verargen, daß ich den Ueberredungen meiner Muhme endlich nachgab.»

»Auch hatte ich mehrere Monate lang keine Ursache, es zu bereuen. Der Pastor begegnete mir mit studirter Gefälligkeit, kam, wo er konnte, meinen kleinen Wünschen zuvor, schien mehr von mir abhängig, als ich von ihm. Wirklich kehrte damals die lang entbehrte Freundin Ruhe wieder bei mir ein. Ich nannte ihn Papa, er mich Tochter; Dankbarkeit füllte die Leere meines Herzens.« —

»Freilich kam es mir zuweilen vor, als ob sein Auge mit ungewöhnlichem Feuer auf mir hafte: ich nannte es Wohlwollen, es war Lüsternheit. Erspare mir die Erzählung aller der Höllenkünste, die der Verführer anwandte, mich um meine Unschuld zu betrügen; wie er meine Sinnlichkeit auf tausendfache Art reizte; und als auch das ihm fehlschlug, wie er sich endlich eines Bubenstücks bediente, hitzige Gewürze in meine Speisen, betäubende Kräuter in meinen Wein mischte, bis er in einer unseligen Stunde einen Todten ähnlichen Schlummer benutzte, und mich zur elenden, verworfenen Dirne machte! — Ach! ich weiß es, ich hätte in dem ersten Augenblicke, als ich seinen teuflischen Plan durchschaute, nackend aus dem Hause fliehen, und mich in die Arme meiner Muhme werfen — lieber jede Demüthigung erdulden, als meine Unschuld dieser Gefahr Preis geben sollen — aber ich baute zu sicher auf ein Herz, wo Wilhelm herrschte; auf Grundsätze, welche ein tugendhafter Vater mir eingepflanzt hatte — ich wußte nicht, daß es Augenblicke gibt, in welchen die Sinnlichkeit der ohnmächtigen Tugend spottet.«

»Ich bin bestraft! — Der Kelch meiner Leiden ist gefüllt bis an den Rand — ich trotze dem Schicksal, und gehe mit Freuden in den Kerker, um meine Schande zu verbergen. — So dachte ich mindestens noch vor einer Stunde. Ich ahnete nicht, daß mein Verhängniß mir noch einen herben Streich vorbehalten — ich ahnete nicht, daß ich im Kerker d e n Mann wieder finden würde, vor dessen Blicken ich mich lieber im Grabe verborgen hätte! — Oder murre ich ungerecht? — war es vielleicht ein lindernder Tropfen auf meine dürre Zunge? — Soll ich nicht aus der Welt gehen, ohne deine Verzeihung? — wirst du der reuigen Verbrecherin den letzten Trost im Tode nicht versagen?» —

Sie lag vor ihm, und weinte auf seine Knie, ihr nasses Haar ringelte sich um seine Ketten, ihre bebenden Arme umschlossen den Block, an den er gefesselt war. Wilhelm's Herz war zerknirscht, seine Thränen mischten sich mit den ihrigen.

»Ich liebe dich bis in den Tod!» schluchzte er, »armes, unglückliches Mädchen! ich — ich allein bin Schuld an deinem Verderben! — Mein unbedachtsames Entlaufen gab deinem Schicksale diese schreckliche Wendung. Hätte ich in meinem einsamen Dörfchen geduldig auf den Beistand d e s Gottes geharrt, der treue Liebe wie die Tugend krönt, weil beide verschwistert sind; wir lebten jetzt in süßer Ruhe und Eintracht, reich durch Genügsamkeit. Wie könnte ich

meinen Leichtsinn dir zum Verbrechen machen? — ich — ich allein bin Schuld an deinem Verderben!» —

So klagten die armen Unglücklichen sich selbst an, und entschuldigten einer den andern, bis, nach einer Stunde, die Thüren des Gefängnisses sich von neuem öffneten, und ein Kommando Soldaten hereintrat, an welches der Kerkermeister Wilhelm ablieferte. Hannchen sank bewußtlos nieder, und umklammerte krampfhaft den Block, an welchen ihr Geliebter geschmiedet war. Man riß ihn mit Gewalt hinweg von ihr, sie blieb in Zuckungen auf dem Boden liegen, und als sie nach mehreren Stunden die Augen aufschlug, umgaben sie Finsterniß und Jammer.



Vierzehntes Kapitel.

Der edle Wettstreit.

„Mein Freund," sagte der Hauptmann zu Wilhelm, „Er hat da einen sehr dummen Streich gemacht. Daß Er dem Taugenichts Rohr Seinen Säbel durch den Leib rannte, je nun, das hätte ein anderer an Seiner Stelle auch gethan; denn wir wissen durch Perlstädt's Aussage, daß der elende Mensch betrunken war, Ihn lange reizte, und endlich durch eine Ohrfeige in gerechte Wuth versetzte. Aber warum mußte Er denn eben davon laufen? — es wäre Ihm immer noch zu helfen gewesen; nun weiß Gott, wie es Ihm ergehen wird!"

„Wie Gott will!" versetzte Wilhelm, ohne Furcht oder Bangigkeit zu verrathen.

Der Hauptmann. Er scheint sehr ruhig?

Wilhelm. Ich nähere mich dem Ziele meiner Leiden.

Der Hauptmann. Ich bedaure Ihn, Er war immer ein wackerer Bursche, meine Kinder fragen noch täglich nach Ihm. Wollte Gott, ich könnte Ihm durchhelfen. Ohne die lange Gasse wird er freilich nicht abkommen, aber wenigstens wollen wir versuchen, ihm das Leben zu retten.

Wilhelm. Gnädiger Herr, Sie würden mir keine Wohlthat erzeigen.

Der Hauptmann. Pfui! schäme Er sich, hat Er Lust zu sterben, so sehe Er einer feindlichen Kanone in's Maul; aber dem Galgen gehe Er aus dem Wege, so lange Er kann. Morgen ist Sein erstes Verhör, sei Er vernünftig, antwort' Er nicht mehr als man Ihn fragen wird, und schiebe Er in Gottes Namen alle Schuld auf den Todten, der kann Ihm nicht widersprechen.

Mit diesen Worten entließ der gutherzige Hauptmann den schuldlosen Verbrecher. Wilhelm wurde in enge Gewahrsam gebracht, auf's neue an einen Block geschmiedet, und mit Wasser und Brot nothdürftig gespeist. Durch ein kleines vergittertes Fenster konnte man in den Kerker schauen. Fast alle seine Kameraden kamen ihn zu sehen und zu bedauern — fast alle — nur Fritz Perlstädt nicht.

»Er thut wohl,« dachte Wilhelm, »sein Herz ist viel zu weich geschaffen, er würde sich verrathen.« — In ruhiger Betäubung erwartete er den kommenden Morgen, um im Verhör durch ein feierliches Geständniß seine Blutschuld zu bekräftigen.

Aber indessen veränderte sich die Scene urplötzlich. Zwei Stunden nach Wilhelm's Ankunft kam Fritz Perlstädt todtenblaß, aber ohne Zittern, auf die Hauptwache, nahm sein Seitengewehr ab, überreichte es dem Korporal, und bat ihn

in Verhaft zu nehmen, weil er Franz Rohr's Mörder sei. Man staunte ihn an, man hielt ihn für wahnwitzig, er blieb standhaft bei seiner Behauptung. Der wachhabende Offizier wurde herabgerufen, Fritz wiederholte seine Aussage; man mußte ihn also verhaften, und der Vorfall wurde sogleich an die Behörde rapportirt.

Am andern Morgen versammelte sich ein Kriegsgericht, dem die beiden Gefangenen nicht wenig zu schaffen machten, denn jeder blieb steif und fest bei der Behauptung, daß er der Thäter sei. Sie wurden confrontirt, sanken einander brüderlich in die Arme und machten sich freundschaftliche Vorwürfe, über ihre wechselseitige Hartnäckigkeit. Die Begebenheit war so außerordentlich, daß sie großes Aufsehen erregte. Der Herzog von **, Generalissimus der P— schen Truppen, befand sich gerade in der Festung. Seine Neubegier wurde gereizt, er ließ die Angeklagten einen nach dem andern vor sich kommen. Fritz erzählte ohne Schminke, wie sich wirklich alles zugetragen, und wie sein Freund sich für ihn aufgeopfert, um einen alten gebeugten Vater zu schonen. Er habe seines Freundes Großmuth angenommen, in der Hoffnung, daß der Flüchtling glücklich entwischen, und durch seine Talente überall Brot finden werde. Nun aber, da man den unschuldigen Jüngling ertappt, sei es ihm unmöglich, Vortheil von jener edlen Schwärmerei zu ziehen. Er wisse, daß er sterbe müsse, aber der Tod sei

ihm weniger bitter, als der Gedanke, seinen Freund an den Galgen gebracht zu haben.

Wilhelm widersprach dieser Aussage Punkt für Punkt, erzählte, Fritz sei von Jugend auf durch eine böse Stiefmutter gequält, und durch ihre Tücke endlich gezwungen worden, Soldat zu werden. Er habe diesen Stand wider seinen Willen ergriffen; so lange er ihn kenne, habe Lebensüberdruß ihn genagt, und er sich oft verlauten lassen, wie er mit Verlangen nur auf eine günstige Gelegenheit harre, wo sein Tod einem ehrlichen Kerl nützlich werden könne. Er bat den Herzog, ihm nicht zuzumuthen, diese Seelenkrankheit seines Freundes zu benutzen. Nur er habe in einer unglücklichen Stunde die That vollbracht, und sei willig, die Strafe dafür zu leiden.

Der edle Herzog staunte sie wechselsweise an. »Ihr seid beide brave Kerls,» sagte er gerührt, es mag nun dieser oder jener der Thäter sein. Bekennt aufrichtig, ich melde die Sache dem Könige, und wer weiß was geschieht.»

Aber sein Zureden war vergebens. Die beiden Freunde beharrten bei ihrer Aussage, und der Himmel weiß, wie der gelehrte Regimentsauditor sich endlich aus diesem Labyrinth herausgefunden haben würde, wenn nicht das Visum repertum ihm zu Hilfe gekommen wäre. Man hatte nämlich den Leichnam Franz Rohr's mit den gewöhnlichen Formalitäten besichtigt, und ein umständliches Protokoll dar-

über aufgenommen. Aus diesem Protokoll ergab es sich, daß die tödtliche Wunde durch einen Säbel verursacht worden, der einige Zoll von der Spitze herab, eine ziemlich tiefe Scharte gehabt haben müsse. Diesen Wink benutzte der Auditor, ließ die Säbel der beiden Delinquenten untersuchen, und siehe da, es fand sich in Fritzens Klinge wirklich eine solche Scharte. Nun läugnete Wilhelm vergebens, die Sache war entschieden: Fritz überließ sich der Freude und Wilhelm der Verzweiflung.

Aber der edle Wettstreit der beiden Jünglinge hatte einen tiefen Eindruck auf den biedern Herzog gemacht. Er berichtete den seltsamen Vorfall nach Hofe, und bewirkte Begnadigung für beide. Wilhelm wurde gänzlich frei gesprochen, Fritz aber zu einjährigem Festungsbau verurtheilt.

Wilhelm versah nun seinen Dienst nach wie vor, und wenn er sich eine Stunde abmüssigen konnte, flog er auf den Wall zu seinem Freunde, brachte ihm Trost und Erquickung, oder, wenn die Wache es ihm vergönnte, karrte er auch wohl einen halben Tag statt seiner. Durch dieses edle Benehmen, durch seine Pünktlichkeit im Dienst, Friedfertigkeit und Treue, hatte er sich die Liebe seiner Vorgesetzten in einem so hohen Grade erworben, daß er nach Jahresfrist zum Feldwebel emporstieg. Auch Fritz hatte nun seine Strafe überstanden, und beide Freunde waren unzertrennlicher als jemals. Offiziere und Gemeine betrachteten sie mit einer Art von Ehrfurcht, und besonders interessirte

Wilhelm durch eine fortdaurende Schwermuth, die seine Stirn bewölkte; denn ach! wie hätte bei dem Gedanken an Hannchens Schicksal sein Herz Ruhe finden mögen! —

Er hatte in Erfahrung gebracht, daß sie zwar, in Betreff des Kindermords, für unschuldig erklärt, aber wegen der Verheimlichung ihrer Schwangerschaft, zu sechsjährigem Gefängnisse in einem Arbeitshause verurtheilt worden; daß dieses Urtheil wirklich vollstreckt sei, und das arme Hannchen täglich ihren Spinnrocken mit Thränen netze. Das Bild dieser Leidenden, noch immer Geliebten! verfolgte ihn unaufhörlich. Er konnte keinen Tropfen Wein trinken, so lange er wußte, daß Hannchen sich kümmerlich von Wasser und Brot nährte; er konnte nicht lächeln, so lange sie sich in Thränen badete.



Fünfzehntes Kapitel.

Kriegsglück.

Plötzlich erhielt Wilhelm's Regiment Marschordre. Der siegreiche Feind rächte den Schimpf, mit dem man zu voreilig seine Hauptstadt bedrohte; er überschwemmte die Grenzen des deutschen Reichs, und man mußte alle Kräfte aufbieten, den reißenden Strom zu dämmen.

Wilhelm und Fritz fochten mit ausgezeichnetem Muthe, denn der eine suchte den Tod, und der andere eine Gelegenheit, seinem Freunde das Leben zu retten. Tapferkeit ist eine Dirne, die sich mit jeder Leidenschaft gemein macht; sie gesellt sich eben so leicht zu Liebe und Ehre, als zu Haß und Raubsucht. Gegen Ende des Feldzugs mußte an einem warmen Tage die Grenadier-Kompagnie des Ostein'schen Bataillons, unter den Augen des Feldherrn, eine feindliche Redoute stürmen. Die Kartätschen hagelten unter sie herab. Der Hauptmann verlor einen Arm, der erste Lieutenant ein Bein, und der andere blieb auf dem Platze. Der Fähnrich, ein zartes Muttersöhnchen, kehrte dem Feinde den Rücken. Die braven Grenadiere, der Anführer beraubt, von offenen Feuerschlünden angegähnt, begannen zu weichen; noch ein

Augenblick, und sie wären geflohen. Da sprang Wilhelm hervor! begeistert rief er: »folgt mir, Brüder! für den König und das deutsche Vaterland!»

Mit aufgepflanztem Bajonnet klimmte er den Hügel hinan, seine Kameraden drängten sich ihm nach mit wildem Geschrei, Fritz war an seiner Seite. Ein Streifschuß nahm ihm die Grenadiermütze vom Kopfe und das halbe Ohr weg. Heftig blutend und mit entblößtem Haupte schwang sich Wilhelm auf die Spitze des Hügels, und stieß den Artilleristen nieder, dessen brennende Lunte sich eben auf das Zündloch herabsenkte. Es kam zum Handgemenge. Ein Bajonnetstich fuhr ihm durch die Seite. Fritz durchbohrte den Thäter. Wilhelm sank und rief Victoria! — Fritz glaubte seinen Freund todt, und wüthete wie ein Tiger unter dem Feinde. Ein einzelner Soldat entschied hier den Ausgang des gewagten Unternehmens. — Du wunderst dich Leser? — Die Zeitungen haben freilich nichts davon erwähnt; aber oft schon hat die Tapferkeit eines gemeinen Grenadiers, die hinterdrein durch einen Gulden belohnt wurde, Wunderdinge bewirkt, die nachher in der Biographie des Feldherrn glänzen.

Die Redoute war genommen, der Feind floh, Wilhelm wurde in's Lazareth gebracht. Seine Wunden schienen nur durch den Blutverlust gefährlich, schon nach drei Wochen konnte er wieder ausgehen. Er erhielt Befehl, in's Hauptquartier zu kommen.

»Herr Fähnrich,« sagte der Feldherr, indem er ihm einen Degen überreichte, »ich belohne mit Vergnügen Ihre Tapferkeit. Der König schenkt Ihnen hundert Dukaten zu Ihrer Equipage.«

Fast schämte sich der bescheidene Jüngling einer Auszeichnung, von der er sich bewußt war, daß er sie nur dem Muth der Verzweiflung verdanke. Er wagte es, seinem General vorzustellen, daß wenn erfüllte Pflicht Anspruch auf Belohnung machen dürfe, Fritzens Ansprüche vielleicht giltiger wären als die seinigen.

»Ich habe das nicht übersehen,« sagte der Feldherr, »Perlstädt rückt an Ihre Stelle.«

Ha! wie rümpfte manches unedle Edelmännchen die Nase, als Wilhelm, der Packträgers-Sohn, mit Schärpe und Ringkragen erschien, und vom Feldherrn zur Tafel gezogen wurde. »Einen Fähnrich aus ihm zu schaffen, das möchte noch hingehen, so etwas läßt sich verdienen; — aber ein Platz an fürstlicher Tafel, wo die Ahnen gleichsam schon in der Suppe schwimmen und jedes Ragout würzen — das ist zu arg! — was wird uns denn am Ende noch übrig bleiben, wenn wir nicht einmal ausschließlich den fürstlichen Braten vorschneiden dürfen?« —

Noch ärger wurde das Wispern und Flüstern, als Wilhelm, der so eben die hohe Ehre genossen, sich an der Tafel des Feldherrn satt zu essen, vor dem Zelte seinen Freund

Perlstädt antraf, und ihm ohne alle Umstände um den Hals fiel. Einer seiner neuen Kameraden, ein Held hinter dem vollen Glase, ein Lamm in der Schlacht, zupfte ihn wohlmeinend beim Ermel, und flüsterte ihm zu: »Herr Fähnrich, das schickt sich nicht.«

»Herr Lieutenant,« versetzte Wilhelm rasch, mein porte d'épée ist freilich seit ein paar Stunden aus Gold gewirkt, und das seinige nur aus Zwirn, aber unsere Herzen wirkte der Himmel aus gleichem Stoffe. Die nämliche That, die mich zum Offizier machte, kann mich jetzt unmöglich zum Schurken machen. Wer im Glücke seinen Freund verkennt, oder auch nur zugibt, daß irgend eine adeliche Spötterzunge ihn verwunde, der ist ein Schurke!« — Diese ernsthafte Erklärung, von einem strengen Blick und einer sehr bedeutenden Bewegung der rechten Hand nach dem Degengefäße begleitet, that ihre Wirkung. Man zuckte die Achseln und ließ ihn gehen.

Die jungen adelichen Laffen zogen sich schüchtern von ihm zurück, weil er sich die Mühe gab, das selbst zu erwerben, was sie weit bequemer von ihrem Vater geerbt hatten. Hin und wieder drückte ihm wohl ein alter Stabsoffizier die Hand, oder ein General redete ihn freundlich an; aber die subalternen Strohjunker waren sämmtlich der Warnung ihrer gnädigen Frau Mama eingedenk, und gingen ihm aus dem Wege, wie ein Bramine einem Pariah auf der Küste von Coromandel.

Wilhelm lächelte: »ich habe immer gehört, Ahnenstolz sei unleidlich, und finde das Gegentheil, denn er schützt uns vor langweiliger Gesellschaft.«

Einfach und bescheiden, anerkannten Grundsätzen getreu, tolerant gegen Thoren und stolz gegen Uebermüthige, so zeigte Wilhelm, daß er auch außer dem Schlachtfeld durch den Muth des Verdienstes zu behaupten wußte, was er durch den zweideutigen Muth der Verzweiflung errungen hatte.

Die Truppen bezogen die Winterquartiere, Wilhelm theilte seine Tage zwischen Pflicht, Freundschaft und Ausbildung des Geistes; seine Nächte zwischen unruhigem Schlummer und Thränen um Hannchen. Mehr als einmal faßte er den Gedanken Urlaub zu nehmen, und Trost in ihre öden Mauern zu bringen; aber jedesmal hielt ihn sein zartes Gefühl zurück. »Wird sie meinen Anblick jetzt ertragen können? — bin ich im Stande ihr zu helfen? — werde ich ihren Kummer nicht vermehren, und ihr den einzigen elenden Trost rauben, den sie vielleicht aus der Gewohnheit ihrer Lage schöpft?« —

Er unterdrückte seine Sehnsucht, und begnügte sich, ihr durch einen redlichen, verschwiegenen Kaufmann, der nach Münster Handlung trieb, monatlich die ersparte Hälfte seiner Gage zu senden. »Das geschieht nicht aus Liebe,« sprach er zu sich selbst, »das bin ich der Tochter meines Wohlthäters schuldig.«

Hannchen empfing diese Geschenke mit Erstaunen. »Ist noch irgend ein Geschöpf auf der Welt, das sich meiner erbarmt? — ich kenne niemanden als Wilhelm, den ich schwer beleidigte! — zwar hat seine Großmuth mir verziehen, aber lebt er noch? — hat er nicht fremde Schuld gebüßt? — und wenn er noch lebt, ist er nicht ein armer Soldat, außer Stande seine wenigen Groschen mit einer Verworfenen zu theilen?» —

Sie forschte vergebens und verlor sich in Muthmaßungen. Am Ende jeden Monats erschien regelmäßig ein ehrbarer Kaufmannsdiener, dessen ganze Sprachkunde in folgenden Worten bestand: »hier ist Geld, und diese Quittung bitte ich zu unterschreiben.» Uebrigens war er stumm wie ein Fisch, und weder Bitten noch Thränen vermochten ihm ein Wort auszupressen. Hannchen schalt ihn hartherzig, aber der arme Teufel wußte selbst nichts.

Welche Freude für Wilhelm, als er zum ersten Male Hannchens Unterschrift erblickte! welche Wehmuth als er las: »die unglückliche Jeannette Jerome dankt ihrem unbekannten Wohlthäter, und wünscht herzlich, seinen Namen zu wissen. Der Name dieses Edlen würde ihre trübe Einsamkeit erheitern, und ihr Gebet Gott wohlgefällig machen.» — Wilhelm weinte auf diese Zeilen und küßte die Thränen wieder weg. — So blüht in jeder Wüste dem Redlichen ein Blümchen. Wer seinen Pfennig mit der Geliebten theilen darf, der ist nicht arm! wer eine Geliebte erquicken kann, ist nicht freudelos! —

Der Winter verstrich in dumpfer Ruhe, gleich einem Kranken, der erschöpft in kurzem Fieberschlummer sank, um bald zu neuen Krämpfen zu erwachen. Nicht die Schallmei des Hirten, nicht der Gesang der Lerche riefen die Freunde der Natur in's Feld; Trommeln und Trompeten jagten den Landmann aus seiner Hütte, und den Zeisig vom Neste.

Der Feldzug wurde hitzig eröffnet, Schlachten und Scharmützel waren alltägliche Begebenheiten; die Zwietracht saß in einer Wolke, schaute grinsend herab, und küßte mit blutigen Lippen ihren Feldherrn, den Tod, der unermüdet die Hoffnungen der Mütter und Gattinnen wegmähte. Wilhelm und Fritz hielten sich brav wie im letzten Feldzuge; aber Muth ohne Glück gleicht dem Verdienst ohne Geburt, jener wie dieses werden nicht hervorgezogen. Es mangelte den beiden Jünglingen an Gelegenheit sich auszuzeichnen, und, um die Wahrheit zu gestehen, Wilhelm suchte diese Gelegenheiten auch nicht mehr so ängstlich. Was hatte er im vorigen Jahre zu verlieren? — damals war der Tod ihm Gewinn. Aber jetzt — wer würde seine paar Thaler mit Hannchen theilen, wenn Wilhelm fallen sollte? — Hat jemand Lust, ein Heer von lauter Wagehälsen anzuwerben, so nehme er keinen Liebenden darunter auf, der der Wohlthäter seiner Geliebten ist.

Doch halt! noch einmal schleudert der Zufall dem jungen Helden eine Gelegenheit mitten in seine Laufbahn, und Wilhelm ergreift sie beim Schopf. Unter den Augen des

Königs sollte eine entscheidende Schlacht gefochten werden. Beide Parteien suchten einander einen Marsch abzugewinnen, um alsdann auf der bestimmten Ebene die vortheilhafteste Stellung für die Armee wählen zu können. Dort wollte man den linken Flügel an ein Dorf lehnen, welches nothwendig vor Ankunft des Feindes occupirt werden mußte. Ein starkes Corps wurde detaschirt, dieses Dorf zu besetzen. Aber schon näherte sich der Feind, der einen Vorsprung von einigen Stunden genommen hatte; schon drang er zahlreich in das Dorf, nöthigte das Corps zum Weichen, und stand im Begriff, den Plan des Königs zu vereiteln.

Wilhelm sah, wie viel darauf ankam, Zeit zu gewinnen. Er befand sich mitten im Gedränge, schon rissen die Fliehenden ihn mit sich fort; durch Bitten und Drohungen raffte er endlich einen kleinen Haufen zusammen, und warf sich mit einigen hundert Grenadieren und Scharfschützen in die steinerne Dorfkirche, welche gerade so gelegen war, daß sie die ganze Ebene überschaute. Hier verrammelte er die Thüren mit Kirchenbänken, und postirte seine Leute vortheilhaft an alle Fenster. Die Granaden flogen unter die dichten Haufen, die Scharfschützen streckten jeden in's Gras, der sich zu nahe wagte.

Der Feind, dessen Zahl sich mit jedem Augenblick mehrte, schäumte vor Wuth, hier durch eine Hand voll Menschen aufgehalten zu werden. Man ließ vergebens einen Kugelregen auf die Kirchenfenster fliegen. Die Wagehälse verbargen sich hinter der Mauer. Ein General ritt herbei, und,

von der Wichtigkeit dieses Postens überzeugt, ließ er sich herab, an der Spitze einer Armee, dem kleinen Haufen freien Abzug anzubieten. Wilhelm gab zur Antwort: „er werde sich unter den Mauern der Kirche begraben.“

Schon lagen mehr Todte auf den Gräbern des Kirchhofs, als Leichen unter der Erde moderten, aber schon hatten auch Wilhelm's Gefährten ihre Munition fast verschossen, und der Feind machte Anstalt, schweres Geschütz gegen die Kirche aufzuführen; als der König, der diesen Verzug benutzte, plötzlich mit der ganzen Armee hervorbrach. So lange Wilhelm sich hielt, war es dem Feinde unmöglich, seinen rechten Flügel, so wie er wünschte, zu formiren. Jetzt mußte er diese Position ganz aufgeben, und der glückliche Ausgang der Schlacht kam zum Theil auf Rechnung des beherzten Offiziers, der die Kirche so wacker vertheidigt hatte.

„Wo ist er? wie heißt er?“ fragte der König.

Wilhelm wurde ihm vorgestellt. Mit glühenden Wangen und niedergeschlagenen Blicken stand er da, als schäme er sich seiner Verdienste.

„Ich danke Ihnen, Herr Lieutenant,“ sagte der Monarch, „Sie haben uns heute brav vorgearbeitet. Reden Sie, was kann ich für Sie thun?“

„Ew. Majestät!“ rief der Jüngling, und stürzte zu des Königs Füßen, „ich habe eine unglückliche Schwester — sie führt zwar nicht meinen Namen — sie ist nur meine Halbschwester — aber ich liebe sie mehr, als hätten wir unter

einem Herzen gelegen — Jugend und Verführung haben sie in's Elend gestürzt! seit fast drei Jahren schmachtet sie im Kerker, und noch drei Jahre soll das arme Geschöpf die Verbrechen eines Bösewichts büssen. Ich bitte um ihre Freiheit!» —

Der König ließ sich die Sache vortragen, und als er hörte, daß Hannchen an dem Kindermord völlig unschuldig befunden worden, gewährte er Wilhelm's Bitte, gab ihm ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben, und Urlaub auf zehn Tage, um selbst der geliebten Halbschwester ihre Freiheit anzukündigen.

Wilhelm konnte nicht danken, er konnte nur weinen. Es ist schön, einen Mann weinen zu sehen, der ein paar Stunden vorher eine Heldenthat ausübte. Der König wurde gerührt: »ich werde ferner für Sie sorgen,» sprach er. Fort stürzte Wilhelm aus dem Zelte! Vergebens fragte Fritz: was hast du? — er stotterte nur unverständliche Silben, umarmte seinen Freund schluchzend, ließ hastig sein Pferd satteln, und flog über Berg und Thal, daß Kies und Funken von des Rosses Hufen stoben.



Sechzehntes Kapitel.

Wiedersehen und Trennung.

Münster ist eine merkwürdige Stadt. Der Reisende betritt mit Ehrfurcht das Rathhaus, wo der berühmte westphälische Friede geschlossen wurde, von dem ein jeder so viel hält, als ihm ersprießlich dünkt. Der Neugierige setzt sich mit Schaudern in den Stuhl des Königs Johann von Leyden, der die Leichtgläubigen zum zweiten Male taufte, da doch einmal schon zu viel ist. Der Empfindsame wird in Zukunft die kleine Zelle besuchen, wo Hannchen drei Jahre lang, den Unsinn der ersten Kirche, und die daraus entstandene Pfaffentücke büßte.

Dämmerung lag bereits auf dem Sankt Paulusberge vor der Stadt, und herbstliche Nebelwolken verhüllten die Spitzen von hundert zwecklosen Thürmen, als Wilhelm seinen keuchenden Gaul zum erstenmale am Schlagbaume verschnaufen ließ, und mit hastiger Ungeduld die Fragen des wachhabenden Offiziers beantwortete. Er stieg in dem ersten besten Gasthofe ab, gab sein Pferd dem ersten besten Unbekannten, raffte einen Lohnbedienten von der Straße auf, und trat, mit Staub und Schweiß bedeckt, in das Vorzimmer des Ministers, an welchen sein Empfehlungs-

schreiben lautete. Es währte lange ehe er vorgelassen wurde, denn der Minister hatte noch fünf Beete in einem interessanten l'Hombre abzuspielen. Wilhelm kaute die Nägel, und betrachtete gedankenlos die Heiligenbilder im Vorgemach.

Endlich wurden die Thüren geöffnet, er überreichte seine Depeschen. Des Königs Vorwort wirkte mächtig, die Sache war sogleich entschieden, die Ausfertigung aber wurde bis zum andern Morgen verschoben, und der Herr Lieutenant indessen zur Tafel gebeten. Obgleich Wilhelm in drei Tagen kaum drei Bissen gegessen hatte, so fühlte er doch nichts weniger als Hunger. Es war ihm unbegreiflich, wie der Minister ihn so ruhig einladen, die Bedienten so ruhig den Tisch decken, und alles in der Natur so ruhig seinen Gang gehen konnte.

»Schnelle Hilfe,« sagte er zum Minister, »hat doppelten Werth. Dem Kranken scheint die Nacht lang, dem Unglücklichen noch länger. Arzenei und Trost sind je früher je willkommener. Wenn Ew. Excellenz Ihrem Sekretär auftragen wollten, mich zu begleiten« —

Der Minister. Sie werden doch erst einen Löffel Suppe bei mir essen?

Wilhelm. Ich würde eine traurige Figur an Ihrer Tafel spielen.

Seine ganze Gestalt bat flehentlich um Entlassung indem er diese Worte sprach; aber da war keine Rettung.

Die vornehmen Leute glauben, es könne einem schlichten, anspruchlosen Manne keine größere Ehre widerfahren, als wenn sie ihm die Erlaubniß geben, sich einmal in ihrer Gesellschaft satt zu essen, und eben weil sie selbst einen so großen Werth auf das Schauspiel ihrer wackelnden Kinnladen setzen, können sie es auch nicht leiden, daß andere sich wenig darum bekümmern. Sie bedenken nicht, daß der freie, verständige Mann seine Mahlzeit durch Zwang und Langeweile, weit theurer bezahlt, als wenn er bei dem berühmtesten Restaurateur zu Tische ginge.

Der arme Wilhelm saß auf Dornen, und so oft er eine neue Schüssel auftragen sah, brach ihm der Angstschweiß aus. Sr. Excellenz hielten während der Tafel eine politische Vorlesung, wie sie alles das schon längst im Kabinet vorher gesagt, was sich jetzt ereigne, und beriefen sich dabei auf den podagrischen Geheimerath, der ein Ja-Bruder war, und erst dann redselig wurde, als man auf die verschiedenen Gewächse des Rheinweins zu sprechen kam.

Endlich nahte die Stunde der Erlösung, Wilhelm erhielt seine Abfertigung. Ha! wie flog er die Treppe hinab! ein kleiner dicker Sekretär vermochte kaum ihm zu folgen. Auf der Straße würde er seinen Begleiter ohne Bedenken im Stiche gelassen haben, wenn er nur ohne ihn den Weg nach dem Arbeitshause zu finden gewußt hätte. Sein kaltblütiger Führer keuchte immer einige Schritte hinter ihm

her, und brachte den armen Wilhelm durch Fragen um Neuigkeiten von der Armee fast zur Verzweiflung.

»Sie haben eine Schlacht gewonnen?» — Ja. — „Anfangs streute man hier aus, sie sei verloren worden.» — Auch das, wenn Sie wollen. — »Wie so? das verstehe ich nicht.»

Mein Gott! gewonnen, verloren, alles, was Ihnen beliebt. Ich habe in diesem Augenblicke keinen Sinn für Schlachten. Morgen, morgen, mein Herr, will ich Ihnen erzählen, was ich jetzt nicht weiß.

Der Sekretär schüttelte den Kopf und meinte, es sei wohl nicht recht richtig mit dem fremden Herrn. So gelangten sie endlich schweigend bis an die Pforten des Arbeitshauses.

»Wir müssen klingeln,» sagte der Sekretär, und schon hatte Wilhelm die Klingel abgerissen. Hannchen betete eben den Abendsegen. Wilhelm war der Heilige, dessen Fürbitte sie sich empfahl, denn sie glaubte ihn todt. Ihren unbekannten Wohlthäter schloß sie inbrünstig in ihr Gebet mit ein.

Horch! da schallten rasche männliche Fußtritte den langen öden Gang herauf. — Wem mag der späte Besuch gelten? — Horch! da krabbelte etwas an der Thür. — Was soll das heißen? — wer reißt die Thür so hastig auf? — Herein stürzt ein Offizier — Hannchen hatte nicht Zeit,

ihn zu erkennen — er lag zu ihren Füßen und schluchzte: Hannchen, du bist frei!

Es gibt Scenen im menschlichen Leben, die, wenn der Vorhang fällt, selbst denen wie ein Traum vorkommen, die mit gespielt haben. Solche Scenen sind Klippen für die Darstellung, und findet der Maler in der Fantasie seiner Leser das Bild nicht schon skizzirt, so werfe er lieber den Pinsel weg.

Hannchen wußte nicht, wie ihr geschah. Ohnmächtig lag sie in Wilhelm's Armen, ohnmächtig wurde sie in einen Miethwagen gehoben, erwachte betäubt in einem fremden Zimmer, und suchte voll Erstaunen sich zu besinnen, wie sie in dieses Haus, auf dieses Bett gekommen?

Alles war still um sie her. Neben ihr stand eine Nachtlampe, die einen düstern Schein auf die alte, goldlederne Tapete warf. »Wo bin ich?« fragte sie sich selbst, »ist Wilhelm mir erschienen? — Ach! mir träumten wunderliche Dinge.«

Jetzt wandte sie von ungefähr das Haupt — siehe, da saß der Geliebte neben ihrem Bette auf einem Sessel; die übermenschliche Erschöpfung der drei verflossenen Tage und Nächte hatten ihn wider seinen Willen in einen kurzen Schlummer gewiegt. »Wilhelm!« schrie Hannchen laut auf. Er erwachte und taumelte an ihren Busen. Ein Strom von Freudenthränen machte ihrem beklemmten Herzen Luft.

Erst nach mancher stummen Umarmung gewann Wilhelm so viel Kraft und Besinnung, daß er ihr seine Geschichte in unzusammenhängenden Bruchstücken mittheilen konnte.

Hannchen war sehr aufmerksam, und forschte geflissentlich nach dem Zeitpunkt, in welchem er Offizier geworden. Seine Antwort traf mit ihrer Ahnung überein. Das Räthsel des wohlthätigen Unbekannten war gelöst — „Ja, du bist es, dem ich alles verdanke! mein Herz hat es mir längst gesagt!" — Sie hing schluchzend an seinem Halse. In süßen Thränen schwimmend fand sie der Tag, unter unschuldigen Liebkosungen überraschte sie der Abend. Schneller als Gedanken rauschten zwei Tage vorüber.

Ein Jüngling, der sich so große Rechte der Liebe und Dankbarkeit auf das Herz seines Mädchens errungen hatte, was hätte er nicht alles bitten, was nicht alles wagen dürfen! aber Wilhelm ehrte Unschuld und Tugend, die, wenn gleich einst wehrlos unter den Klauen eines Räubers, doch ihre schöne Wohnung nie verlassen hatten. Mögen doch immerhin bei dem Worte Unschuld sich die Nasen einiger Spröden rümpfen; es bleibt ewig wahr: Unschuld geht nur mit der Reinheit des Herzens verloren, und manche nie von Männerhänden entweihte Dirne hat ihr dennoch schon längst entsagt.

In ruhigern Augenblicken entstand nun die Frage: was soll aus Hannchen werden?

»Meine Gattin!« rief Wilhelm, und drückte sie glühend an seine Brust.

»Da sei Gott für!« sagte das edle Mädchen, »eine Dirne, die eine entehrende Strafe gelitten, soll deinen aufblühenden Ruhm nie beflecken. Wie könntest du die bittern Spöttereien deiner Kameraden ertragen —«

Ha! ich würde —

»Nun ja, ich weiß, was du thun würdest. Deinen Degen in Blut tauchen, um meine Schande auszulöschen; mich zur Witwe oder dich zum Mörder machen. — Nein, Wilhelm, der König kann nicht auf die Ehre eines Mannes bauen, der seine Hand einer verworfenen Dirne reicht. War ich vielleicht mehr unglücklich als strafbar, verdiene ich mehr Mitleid als Verachtung, so muß ich das jetzt beweisen, indem ich die Hand ausschlage, deren Besitz ich so gern mit meinem Blute erkauft hätte. — Du hast mich deine Schwester genannt — wohlan, Bruder Wilhelm! laß uns den süßeren Namen auf ewig entsagen!«

Wilhelm bot die ganze Beredsamkeit der Liebe auf, diesen Entschluß wankend zu machen. Fünf Tage seines Urlaubs waren bereits verstrichen, der sechste brach an, er hatte keine Zeit zu verlieren. Das Herz des armen Mädchens wurde mit Liebkosungen und Scheingründen bestürmt, die in solchen Fällen gewöhnlich für Vernunftgründe zu gelten pflegen. Sie fühlte, daß längerer Widerstand ihre Kräfte

übersteige, und daß sie den Bitten des Geliebten endlich unterliegen werde. Nur mit Mühe gelang es ihr, noch eine kurze Frist bis zum andern Morgen von ihm zu erbetteln.

Als er ihr beim Schlafengehen zärtlich die Hand drückte, und schon die Thür öffnete, um sich in sein Zimmer zu begeben, da flog sie ihm plötzlich nach, klammerte sich um seinen Hals, und weinte heiße Zähren. — »Was ist dir, Hannchen?« — Nichts! nichts! — schlaf' recht wohl! — Morgen! morgen! — Wie? gedenkst du mit Beben der frohen Stunde, die dir das süße Versprechen entlocken wird, ewig die Meinige zu sein?« —

Nein! nein! — ewig die Deinige! — geh', guter Wilhelm — ruhe sanft — um Gottes willen! geh'! — ich kann es nicht länger ertragen! —

Wilhelm ging. Frohe Hoffnungen wiegten ihn bald in den Schlummer, und süße Träume umgaukelten sein Lager. Rasch sprang er den andern Morgen aus den Federn, warf seinen Oberrock über, und schlich leise an die Thür vor Hannchens Schlafzimmer. Er fand sie nur angelehnt, öffnete sie behutsam, und flüsterte hinein: »bist du schon wach, liebes Hannchen?« — keine Antwort — er steckte den Kopf in das Zimmer — es war leer — er warf einen Blick auf das Bett — es war leer — und ach! nicht einmal eine Spur, daß diese Nacht Jemand darin gelegen.

Eine schnelle Röthe stieg ihm in's Gesicht, eine bange Ahnung beklemmte seine Brust; mit hochklopfendem Herzen trat er herein, schaute ängstlich umher, und erblickte einen Zettel auf dem Tische liegen. Sein Auge verschlang ihn.

»Vergib, guter Wilhelm! ich fliehe vor mir selbst. Wie hätte ich dir und meinem Herzen länger widerstehen können! und doch muß ich, um dir Schimpf und Reue zu ersparen. Im Taumel der Leidenschaft wirst du mich anklagen. Ach, Wilhelm! thu das nicht! Mein Entschluß hat mich einen fürchterlichen Kampf gekostet. Bekenne, daß ich dich fliehen mußte, um deiner werth zu sein. Lebe wohl, und sorge nicht um mich. Deine Wohlthaten haben mich in den Stand gesetzt, Monate lang ohne fremde Hilfe zu leben, bis ich mein Unterkommen, und wäre es auch nur als Magd, irgendwo in einem guten Hause finde. — Lebe wohl! forsche nicht nach meinem Aufenthalt. Du siehst mich nicht wieder, bis ich, ohne zu erröthen, dich Bruder nennen darf; bis die Zeit meine Schuld, meine Schande und vielleicht auch deine Liebe verwischt hat. — Deine Liebe — ach! warum muß ich das wünschen! — brich ab, armes Hannchen! ehe es dir an Kraft zu fliehen gebricht! — — — Ich bin an deiner Schlafkammer gewesen — ich habe dich athmen hören — vielleicht zum letzten Mal in meinem Leben! das Herz wollte mir springen! — Schon berührte ich das Schloß deiner Thür, schon zog mich eine unsichtbare Gewalt — an dein Bett zu schleichen — dich

noch einmal zu sehen — ich fürchtete, du möchtest erwachen, und deine stürmende Liebe meine redlichen Entschlüsse vernichten. Ich zog meine Hand zurück, und bedeckte mit Küssen und Thränen den Drücker der Thür, den deine Hand morgen zuerst berühren wird. Auf der Schwelle habe ich gelegen, und Gott mit Händeringen um Segen für dich angefleht. — Nun ist's vollbracht! — ich eile, mich vor meinem Geliebten zu verbergen. Leb' wohl, Bruder! gedenke deiner unglücklichen Schwester!»

Wilhelm starrte den Zettel mit trockenen Augen an. Seine Lippen bewegten sich krampfhaft, aber kein Wort drang durch die fest verschlossenen Zähne. Nach einer langen Pause erwachte er aus seiner Starrsucht, rang die Hände und rief: »ha! das ist zu viel!» Sein irrer Blick schweifte im Zimmer umher, ob er nicht irgendwo eine Reliquie von Hannchen entdecken werde. Ach, nirgends eine Spur von dem geliebten Flüchtling!

»Doch hat sie nicht mit Thränen und Küssen das Schloß meiner Kammerthür bedeckt? hat sie nicht auf der Schwelle gelegen und für mich gebetet?»

Da lag nun auch Wilhelm und betete für Hannchen, und seine Thränen frischten die verloschenen Spuren der ihrigen wieder auf.

Plötzlich ergriff ihn eine bange Wuth, er sprang auf, lärmte und tobte im Hause umher, verlangte von jeder

Küchenmagd, sie solle ihm Rechenschaft geben, wo Hannchen geblieben, und schlug in der Hitze einen Hausknecht zu Boden, der die sehr natürliche Frage an ihn that: ob das Jüngferchen ihn etwa bestohlen habe?

Als ihm niemand Rede und Antwort geben konnte, wann, wie und wohin Hannchen entwichen, da warf er sich in die Kleider, bestürmte das Haus der alten Muhme, durchstrich die ganze Stadt, die Vorstädte, die umliegenden Gegenden; wo zwei Menschen auf der Straße mit einander sprachen, da horchte er, ob sie vielleicht von Hannchen sprächen? wo ein weiblicher Kopf hinter einer Fenster-Gardine lauschte, da blieb er eingewurzelt unter dem Fenster stehen, und starrte so lange hinauf, bis ein fremdes Gesicht neugierig herabschaute. Wo er eine Kirchenthür offen fand, da schlüpfte er hinein, und durchspähte jeden Winkel, wo irgend eine Betende vor dem Bilde ihres Heiligen kniete.

Ohne Speise oder Trank genossen zu haben, matt und kraftlos, kehrte er, nach immer vergeblichem Suchen, von der hereinbrechenden Dunkelheit getrieben, in sein Wirthshaus zurück. Unterwegs wagte er zu hoffen, Hannchen könne wohl während seiner Abwesenheit sich wieder eingefunden haben. Der Wirth saß ruhig vor der Thür und schmauchte sein Pfeifchen. »O gewiß ist sie gekommen!“ dachte Wilhelm, »wie könnte der Wirth sonst so ruhig sein?“ — Er bestürmte ihn mit Fragen, und mußte, als

er immer nur ein kaltes Nein zur Antwort erhielt, auch seinen letzten Strohhalm fahren lassen.

Sein Urlaub war nun bis auf vier Tage abgelaufen. Drei hatte er gebraucht, um nach Münster zu fliegen; vier bedurfte er wenigstens, um die Bürde seiner Verzweiflung langsam in's Lager zu schleppen. Auch war sein Pferd so angegriffen, daß es noch zweifelhaft schien, ob er das Ziel seiner Reise glücklich erreichen werde? Mit Tages Anbruch schwang er sich auf den halb lahmen Gaul, trabte in dumpfer Betäubung zum Thor hinaus, und als er, von einem Hügel herab sich noch einmal nach Münster umsah, da spiegelte sich die Morgensonne in seinen Thränen.



Siebzehntes Kapitel.

Die Verirrte.

Hannchen war, mit einem kleinen Bündel Wäsche unter dem Arm, und einigen Goldstücken in der Tasche, um Mitternacht aus dem Wirthshause geschlichen. Die alte Muhme fiel ihr freilich wohl ein, aber welchen Empfang konnte sie, nach allem, was vorgefallen, von ihr erwarten? Hatte sie doch seit drei Jahren sich gar nicht um die arme Waise bekümmert, ihr nie eine Erquickung in ihren Kerker gesandt. Lieber ging Hannchen in die weite Welt.

Nur mit Mühe, unter dem Vorwand eines Krankenbesuches in der Vorstadt, und für doppelte Thorgroschen, ließ sich die Wache bereden, ihr ein kleines Pförtchen zu öffnen. Als die Dämmerung anbrach, war sie schon eine Meile gewandert, und nahe bei einem Dorfe, wo sich zwei Landstraßen durchkreuzten. Sie setzte sich, um auszuruhen, unter die Dorfslinde, und hatte noch nicht lange gesessen, als eine Postkutsche, mit einigen Reisenden beladen, vorüberfuhr. Ein paar hundert Schritte weiter hielt

der Wagen vor der Schenke, weil der Postillon, nach althergebrachter löblicher Gewohnheit, seine Gurgel erfrischen wollte.

Flugs stieg Hannchen der Gedanke auf: »wie wenn ich mit dieser Postkutsche weiter reiste? um so schneller entgehe ich Wilhelm's Nachforschungen.«

Zwar wußte sie gar nicht, auf welcher Straße sie eigentlich sei? und wohin dieselbe führe? aber das galt ihr auch gleich viel, wenn es nur immer Land einwärts ging, und Münster im Rücken liegen blieb. In der ersten ansehnlichen Stadt, sie heiße wie sie wolle nahm sie sich vor, Dienste zu suchen.

Mit diesen Gedanken beschäftigt trat sie in die Schenke, und fand den Postillon am Tische bei Käse, Brot und Branntwein. Sie trug ihm ihr Anliegen vor, und bot ihm ein gutes Trinkgeld. Er lachte über seine weißen Zähne, gab seine Einwilligung durch ein Kopfnicken zu erkennen, und würzte diese Gefälligkeit durch einige derbe Späschen auf Kosten der einsamen Fußgängerin. Nachdem er sein Frühstück verzehrt, auch Hannchen mit bäuerischer Höflichkeit eingeladen hatte, einen Schnaps zu trinken, trat er heraus an den Postwagen: »meine Herren, rücken Sie ein wenig zusammen, und machen Sie Platz für ein schmuckes Jüngferchen, das sich die Füße wund gegangen.« — Mit plumper Dienstfertigkeit half er Hann-

chen auf ihren Sitz, und, weil das Wetter eben schön war, so holte er seinen Mantel vom Kutschbock, ihn ihr zum Polster unterzubreiten. Die Macht der Schönheit wirkt auf den Tölpel wie auf den Dichter, und der Mantel des Postillons galt eben so viel als ein Sonnet auf Hannchens Reize.

Beim Einsteigen bat sie mit bescheidener Anmuth die Reisenden um Vergebung, daß sie ihnen beschwerlich falle. Es war nicht möglich, ihr d'rum gram zu werden, man machte ihr willig Platz. — Ein Postwagen ist nicht selten der Ort, wo ein junges Mädchen sich, wie Gresset's Vert-vert, in übler Gesellschaft befindet. Hannchen hatte diese Erfahrung bereits gemacht, als sie zum ersten Male nach Münster zu der alten Muhme reisen mußte; sie hatte daher ihren Sitz kaum eingenommen, als sie schüchtern, in den Physiognomien ihrer Gefährten spähte, was sie etwa fürchten müsse, oder hoffen dürfe.

Diese Musterung (wozu ein weibliches, unzutäuschendes Auge nur eine Sekunde braucht, wäre gleich der Postwagen so voll gepfropft als Noah's Kasten) gewährte ihr große Beruhigung, denn sie erblickte vier oder fünf alte grämliche Männer, die das Ansehen von Kaufleuten hatten, und eben nicht gesonnen schienen, ihre schwermüthigen Gedanken zu unterbrechen. Sie hatten sämmtlich, statt einer Art von Begrüßung, die Schlafmützen ein wenig gelüf-

tet, und einer unter ihnen bot Hannchen eine Prise Tabak an; das war es aber auch alles, weiter bekümmerte man sich nicht um sie.

Gern hätte sie den, der den Inhalt seiner Dose mit ihr theilen wollte, gefragt, wohin eigentlich die Reise gehe? aber sie fürchtete, durch diese Frage zu verrathen, daß sie ohne Zweck in die weite Welt hinein kutsche, und folglich Aufmerksamkeit zu erregen; sie schwieg also, ihre Begleiter schwiegen auch, und sahen sämmtlich aus, als ob sie Gewinn oder Verlust einer Spekulation berechneten. Die öde Stille, welche nur durch ein Gotthelf! unterbrochen wurde, wenn etwa einer aus der Gesellschaft nieste, behagte Hannchens Trübsinn, das Schütteln und Rütteln des unbequemen Wagens weckte sie nicht aus ihren schwermüthigen Betrachtungen.

In den ersten beiden Tagen fuhren sie nur durch Dörfer und kleine Landstädte, deren Namen ihr völlig unbekannt waren, weil sie sich nie viel um Geographie bekümmert hatte. Als sich an diesen unbedeutenden Orten keine Gelegenheit zu einer Versorgung darbot, so setzte sie ihre Reise getrost immer weiter fort. — Gegen Abend des dritten Tages — sie blickte eben starr auf die Wiesen und Bäume zu ihrer Rechten, welche rückwärts zu laufen schienen — fuhr sie plötzlich zusammen, und unterdrückte mit Mühe ein lautes Gekreisch.

Wilhelm ritt an den Postwagen vorüber! — Sein Gaul ging einen trägen Trab, ihm selbst war der Kopf zwischen die Schultern gesunken, und er schien seinen Sattelknopf so emsig zu betrachten, daß er auch nicht einen Blick auf die Postkutsche warf. Zwar würde er Hannchen doch nicht gesehen haben, denn der Wagen war mit blauem Tuche überzogen, und sie saß im Hintergrunde. Auch sie hatte ihn nur eben erkannt, wie er an der kleinen Oeffnung vorbeiritt, wo das Tuch in der Mitte des Wagens, ein wenig zurückgeschlagen ist. Ein Blick war der Liebenden genug, sie hätte ihre Seligkeit zum Pfande gesetzt, daß es Wilhelm sei. Nun war es klar, daß sie, statt zu fliehen, ihm gerade in die Arme laufe.

»Mein Gott! was soll ich anfangen? — auf der nächsten Station wird der Wagen umgepackt, ich muß aussteigen, und finde Wilhelm vielleicht an der Thür!"

Sie rückte unruhig auf ihrem Platze hin und her, ihr Gesicht glühte, ihr Herz klopfte. Je näher sie der Station kamen, je heftiger wurde ihre Angst. Zufälligerweise fragte einer der Reisenden den Postillon: »Schwager, haben wir noch weit?" — »Noch eine kleine halbe Stunde," war die Antwort. Hannchen erschrack und faßte einen raschen Entschluß. »Halt Schwager!" rief sie plötzlich. Der Postillon hielt. Sie raffte ihr Bündel zusammen, stieg aus, drückte dem Fuhrmann einen halben Gulden in die Hand, und sagte: »fahre Er nur weiter."

»Je du lieber Gott, Jüngferchen, es wird ja schon Abend, wo will Sie denn hier auf der Landstraße bleiben?»

»Ich bin im nächsten Dorfe zu Hause,» stotterte Hannchen, »fahre Er in Gottes Namen ohne mich.» — Der Postillon schüttelte den Kopf, setzte seine Haken dem Sattelgaul in die Seite, ließ die Peitsche knallen, und in wenig Minuten war der Wagen aus Hannchens Augen verschwunden. Sie sah ihm betäubt nach, und als sie sich nun in der Natur allein und hilflos erblickte, als sie das Heimchen den Abendgesang zirpen und die Wachtel im Roggengras schnarren hörte, da fing sie bitterlich an zu weinen.

»Armes Mädchen! was soll nun aus dir werden! — zurückgehen? — wohin? — vorwärts? — ach Wilhelm!» — Sie wankte noch eine Weile auf der Landstraße fort, bis sie linker Hand einen Feldweg erblickte, den sie ohne weitere Ueberlegung wählte, und betend darauf fortwanderte.

Bis jetzt hatte die Dämmerung ihren Pfad schwach beleuchtet, doch nun brach die Nacht finster herein, und sie sah sich am Eingang eines dichten Waldes. Einige Augenblicke stand sie unentschlossen, doch bald ermannte sie sich. »Dieser Fußsteig,» dachte sie, »muß doch endlich zu Menschen führen. Gewiß finde ich ein Dorf, oder auch nur eine Köhlerhütte, je tiefer im Walde, je besser.» —

Anfangs setzte sie ihre Straße muthig fort; als aber die Dunkelheit mit jeder Minute zunahm, und nur das Geheul des Schuhu dann und wann in der Ferne die düstere Stille unterbrach, da beklemmte nie gefühlte Bangigkeit ihren Busen. Sie verdoppelte ihre Schritte und die Angst gab ihr neue Kräfte.

Bis jetzt glaubte sie noch immer zu beiden Seiten ihres Weges, ein Fahrgleis bemerkt zu haben, nun aber wand sich der Fußsteig oft so enge durch dicht verwachsenes Gebüsch, daß sie jeden Augenblick befürchtete, ihn ganz zu verlieren, und ach! was sie befürchtet hatte, geschah. Sie sah sich plötzlich auf einem kleinen freien Platze, wo ringsumher Tannen und Fichten ihre Zweige in einander schlangen, die Aeste ihr Spinnegewebe in's Gesicht schlugen, und sie folglich errathen ließen, daß keines Menschen Fuß hier einen Weg gebahnt habe. Jetzt benahm ihr die Angst Kräfte und Besinnung, sie tappte herum wie mit Blindheit geschlagen, und vermochte auch den Rückweg nicht mehr zu finden. Bebend sank sie nieder auf einen Maulwurfshügel, und empfahl sich Gottes Engel!

Nach einer Stunde ging der Mond auf — mit ihm ein Strahl der Hoffnung in ihrer Seele. Sie raffte sich wieder empor und wählte die Stelle, die ihr am lichtesten schien, um durch das Gebüsch zu dringen. Nachdem sie eine Zeit lang sich mühsam durchgearbeitet, ihre Hände blutig geritzt, und ihr weißer Rock von Dornen zerrissen war,

gelangte sie endlich an einen Zaun, der, so viel das schwache Mondlicht ihr zu errathen verstattete, einen Heuschlag einzugrenzen schien. »Gott Lob!« rief sie aus, »hier müssen Menschen wohnen!« und wirklich erblickte sie bald nachher in der Ferne ein Licht. »Ha! ein Licht!« rief sie hastig, und fühlte sich neu gestärkt. Mit frischen Kräften ging sie nun am Zaune hinab, näherte sich dem Lichte immer mehr und mehr, und wurde bald gewahr, daß es aus dem Fenster eines kleinen Hauses schimmerte, welches zwar nur mit Stroh gedeckt, aber doch ein besseres Ansehen hatte als die gewöhnlichen Bauerhäuser. Es war von einigen Nebengebäuden umgeben, und übrigens ringsumher vom Walde eingeschlossen.



Achtzehntes Kapitel.

Der Sonderling.

Der Mensch, der nun einmal kein Fenster in der Brust, und kein Zeichen mehr vor der Stirn trägt (sollte er auch gleich seinen Bruder todt geschlagen haben), läßt sich doch nach zwei Dingen ziemlich treffend beurtheilen, nämlich nach Kleidung und Wohnung. Wem es hell im Kopfe und ruhig im Herzen ist, der kleidet sich mit Geschmack, und liebt eine freundliche Wohnung. Nur der Schwärmer oder der Unglückliche vergräbt sich in Wüsteneien.

Aehnliche Gedanken lagen dunkel in Hannchens Seele, als sie das kleine Haus mitten im Walde erblickte. »Möchte ich hier ein Obdach finden!" seufzte sie; »möchte es mir vergönnt sein, mich hier an irgend einen Unglücklichen zu ketten, der vor Neid und Verfolgung floh, wie ich vor der Liebe!» —

Sie trat einige Schritte näher, bis unter eine alte Eiche, die eine Rasenbank beschattete. Höher hinauf am Stamme der Eiche schimmerte etwas im Strahl des Mondes. Es war eine weiße beschriebene Tafel, durch eine vergoldete Schleife am Stamme der Eiche befestigt. Hannchen stieg

auf die Rasenbank und las mit Hilfe des Mondscheins folgende Zeilen in französischer Sprache:

La plainte est pour le fat, le bruit est pour le sot,
L'honnête homme trompé s'éloigne et ne dit mot. *)

»Ha!« rief Hannchen, »hier wohnt ein Mensch, der sich mit der Welt überworfen hat, er wird seine Thür einer Unglücklichen nicht verschließen.«

Muthig hüpfte sie von der Bank herab, und ging auf die Hausthür los. Plötzlich fuhr ein Kettenhund aus seinem Loche, und bellte wie ein Recensent. Hannchen erschrack und wagte sich nicht näher. Sie glich einem jungen bescheidenen Autor, dem der Recensent den Zutritt in den Tempel des Ruhms versagt, dessen Heiligthum er eben so wenig betritt als der Kettenhund das Haus seines Herrn; beide werden nur gefüttert um zu bellen, und sich gegen jeden Fremdling übel zu geberden.

Auf den Lärm, den der Bullenbeißer machte, sah Hannchen, wie das Licht im Hause sich vor den Fenstern vorüber bewegte, sie hörte bald darauf einen Riegel wegschieben, die Hausthür öffnete sich, eine Mannsperson trat heraus, sagte kusch, Fagel! zu dem Hunde, und als dieser sein Literaturzeitungsgeschrei in ein sanfteres Brummen verwandelte, wendete sich der Waldbewohner nach der Gegend, wo Hannchens weiße Gestalt ihm in die Augen

*) Der Thor beklagt sich, der Narr lärmt, der betrogene Biedermann flieht und schweigt.

schimmerte, und rief: wer da! — Hannchen erzählte in wenig Worten, sie habe sich verirrt und bat um ein Nachtlager.

Der Fremde antwortete nicht eine Silbe. Er ging hinein und schloß das Haus wieder zu. Das arme Mädchen wußte nicht, was das bedeuten sollte. Der Hund fing wieder an zu toben wie vorher, das Licht erschien wieder auf seinem alten Platze, und, außer dem Bullenbeißer, schien sich niemand um ihr Dasein zu bekümmern.

Nach einigen ängstlich zugebrachten Minuten bewegte sich das Licht auf's neue, der Riegel wurde weggeschoben, die Hausthür knarrte, der nämliche Mann trat heraus, sagte: kusch, Fagel! zu dem Hunde, und zu Hannchen das einzige Wort: herein! — Hannchen folgte. Sie sah nun beim Schein der Lampe, daß sie einen ältlichen Mann vor sich hatte, in einer blauen Jacke, mit rund geschnittenem Haar. Er schien die Neugierde nicht zu theilen, mit welcher sie ihn betrachtete, denn er warf kaum einen Blick auf sie, sondern führte sie rechter Hand in ein kleines Zimmer, welches an das Vorhaus stieß. »Hier ist ein Bett,« sagte er, setzte die Lampe auf den Tisch und ging hinaus.

Hannchen wußte nicht recht, was sie bei diesem zweideutigen Empfange denken sollte. Sie sah im Zimmer umher, es herrschte eine Art von reinlicher Dürftigkeit darin. Die Möbeln bestanden aus einem kleinen, weißüberzogenen Bett mit feinen Lacken, einem Spiegel in braunem Rah-

men, zwei grün lakirten Tischen und sechs Strohstühlen. Der Boden war mit weißem Sand und kleingehackten Tannenzweigen bestreut. Das Einzige, was einen wohlhabenden Besitzer zu verrathen schien, waren vier köstliche Landschaften von Wouvermann, die an den Wänden hingen.

Als sie merkte, daß alles im Hause still war, und sich niemand weiter um sie bekümmerte, warf sie sich in ihren Kleidern auf das Bett, und erschöpft durch drei schlaflos zugebrachte Nächte, durch körperliche Anstrengung und Seelenkummer, genoß sie eines ziemlich ruhigen Schlummers. Die Sonne stand schon hoch, als ein Geräusch sie erweckte. Es war der einsilbige Mann von gestern. Er trat herein mit einem Körbchen, aus welchem er schweigend eine weiße Serviette zog, die er auf dem Tische ausbreitete. Dann besetzte er den Tisch mit Brot, Butter, Käse, Honig, einer Schale Milch und einem Teller voll Erdbeeren. »Hier ist ein Frühstück,» sagte er, und ging wieder hinaus.

Diese lakonische Einladung zwang Hannchen zum Lächeln. Sie blieb wohl noch eine halbe Stunde auf dem Bette liegen, und zerbrach sich den Kopf über das seltsame Betragen ihres gastfreien Wirths. Endlich stand sie auf und erquickte sich an Milch und Früchten. Als sie bei dieser Beschäftigung von ungefähr einen Blick durch das Fenster warf, wurde sie noch einen andern Mann gewahr von ungefähr vierzig Jahren, in einem grauen Oberrocke, mit

rundgeschnittenem Haar wie der Erste. Er saß auf der Rasenbank unter der Eiche, und las in einem Buche. Sein blasses, hageres Gesicht trug Spuren des Grams, seine Augen lagen tief und wurden von starken Augenbraunen beschattet, welches seinen Zügen einen düstern, etwas wilden Anstrich gab.

Hannchen beobachtete ihn lange mit Aufmerksamkeit. Sie vermuthete in ihm den Herrn des Hauses, und beschloß, so bald er seine Lectüre geendigt haben würde, ihm in den Weg zu treten, ihm für seine gastfreie Aufnahme zu danken und sich ihm als Magd anzubieten. Aber der graue Mann schien seinen Platz nimmer verlassen zu wollen. Bisweilen legte er wohl das Buch weg, streichelte einen Hühnerhund, der neben ihm lag, oder schnitzelte an einer Haselstaude, wobei er sich in Gedanken verlor; aber zuletzt griff er immer wieder nach dem Buche, ob er gleich wenig zu lesen schien.

Gegen Mittag setzte sein Knecht (denn dafür hielt Hannchen den Mann in der blauen Jacke) einen Tisch unter den Eichbaum, und trug einige frugale Schüsseln auf, von welchen der graue Mann wenig aß. Gleich darauf brachte der Knecht die nämlichen Schüsseln zu Hannchen, sagte, hier ist ein Mittagsbrot, und ging wieder fort. — »Neugierig,« dachte Hannchen, »sind diese Menschen nicht. »Es scheint ihnen sehr gleichgiltig zu sein, wer ich bin? aber ich wünschte wohl zu wissen, wer der ist, dem ich diese Zuflucht verdanke.«

Als nun der Knecht zurückkam, den Tisch abzuräumen, da erlaubte sie sich die erste Frage: »wo bin ich?« — Bei ehrlichen Leuten, versetzte der Mensch und ging seiner Wege. Hannchen errieth, daß die Sprache hier nur zur Nothdurft gebraucht werde, und nicht wie bei Hofe, ein Artikel des Luxus sei. So gern sie auch ihre weibliche Wißbegierde befriedigt hätte, so scheute sie sich doch durch Fragen lästig zu werden, und kämpfte den ganzen Tag mit sich selbst, ob sie hinausgehen und den grauen Mann anreden sollte? Mehr als einmal hatte sie schon die Thür in der Hand, aber als sie endlich Muth faßte, ihr Vorhaben auszuführen, wurde sie gewahr, daß der Fremde so eben seinen Platz verlassen hatte, und sich hinter den Bäumen verlor.

Der Abend brach herein. Der Mann mit der blauen Jacke brachte eine Lampe, und sagte: hier ist Licht. Bald nachher deckte er schweigend den Tisch, und, nachdem er ihn mit Speisen besetzt hatte, war sein letztes Wort: hier ist ein Abendbrot. Damit schloß sich die Conversation des heutigen Tages. Hannchen blieb allein, sah und hörte weiter nichts, und schlief so gut sie konnte bis zum andern Morgen.

Als man ihr abermals ein Frühstück aufgetischt, und sie einige Bissen davon verzehrt hatte, sagte der einsilbige blaue Mann: »jetzt kann Sie gehen. Linker Hand führt der Weg aus dem Walde.« — »Ach mein Freund!« versetzte

Hannchen, »braucht Sein Herr keine Magd?« — Der blaue Mann sah ihr zum ersten Male in's Gesicht, antwortete aber nicht eine Silbe, sondern ging hinaus zu seinem Herrn, der wieder unter dem Eichbaum saß. Nach einigen Minuten kam er zurück und sagte: »Nein! linker Hand führt der Weg aus dem Walde.«

»Ich werde gleich gehen,« seufzte Hannchen, »aber darf ich denn nicht wenigstens mich bei Seinem Herrn bedanken?« — Nein! war die fast unfreundliche Antwort, mit welcher der Knecht sie verließ. Schwermüthig trat sie an's Fenster, wollte jeden Augenblick sich zu ihrer Abreise anschicken, und zögerte immer. »Wo werde ich einen Zufluchtsort finden so eigen geschaffen für meinen Trübsinn? Das Gewühl in Städten, die prunkenden Häuser, die plauderhaften Menschen — und hier — die öde Wildniß, die düstern Tannen, das heimliche Schweigen — O! er muß mich behalten, der Sonderling dort unter der Eiche.« — Plötzlich flüsterte ein richtiges Gefühl ihr zu: man müsse, um bei sonderbaren Menschen zu seinem Zwecke zu gelangen, selbst sonderbar handeln. Sie hatte Tags vorher, ungefähr um die nämliche Stunde, bemerkt, wie der Knecht aus einem Nebengebäude einige Zuber holte, damit an den Brunnen ging und sie rein wusch. Dann verfügte er sich in einen kleinen Zwinger, wo ein paar Kühe standen, die er milchte, und die Milch in's Haus trug.

Auf diese Beobachtung baute Hannchen ihren Plan. Rasch schürzte sie den Rock ein wenig auf, ging ohne Verle-

genheit hinaus, warf mit Fleiß keinen Blick auf den grauen Mann unter dem Eichbaume, begab sich dreist in das Nebengebäude, holte die Zuber und wusch sie am Brunnen rein. Dann eilte sie nach dem Zwinger, milchte die Kühe und wollte die Milch in's Haus tragen. Alles das that sie mit einer Art, als ob sie in ihrem Leben nichts anders verrichtet hätte.

Der graue Mann ließ sein Buch auf die Knie sinken, und sah ihr befremdet zu. Als sie mit der Milch aus dem Zwinger kam, und an ihm vorüber gehen mußte, sagte er: »was soll das heißen?«

»Gnädiger Herr« — Ich bin kein gnädiger Herr! — »Aber doch ein Mensch!« — Leider! — »ich bin unglücklich« — Wer ist es denn nicht? — »Ich wünsche, Ihnen als Magd zu dienen« — Ich brauche keine Magd. — »Wenn Sie meiner nicht bedürfen — ach guter Herr! — so bedarf ich Ihrer!«

Der graue Mann schwieg einige Augenblicke. Peter! rief er dann dem Knechte zu, das Mädchen kann bleiben. — Nach diesen Worten sah er wieder in sein Buch und bekümmerte sich nicht weiter um sie.



Neunzehntes Kapitel.

Das Aufthauen.

Ein altes lateinisches Sprüchwort behauptet: es sei nicht immer einerlei, wenn zwei Menschen einerlei thäten, und diese Behauptung blieb in einem westphälischen Wald eben so wahr als in Rom. Wen die Natur mit Jugend, Schönheit, Anmuth und Grazie ausgerüstet, der unternimmt kühn, was ein altes Mütterchen mit einer Karabossengestalt nicht wagen darf. Wäre Hannchen nicht ein reizendes Mädchen gewesen, hätte ihre weiße Hand nicht die Milch beschämt, und ihr schlanker Wuchs die Pappeln im Zwinger; wer weiß ob der graue Mann ihre unerbetene Dienstfertigkeit nicht sehr zudringlich gefunden haben würde. Aber es war nicht möglich dem lieben Mädchen in das große freundliche Auge zu schauen, ohne mindestens einem leisen Gefühl von Wohlbehagen Raum zu geben, hätte man gleich auf einem Bett von Dornen gelegen. Es ging einem mit ihr, wie jenem mit der Abendröthe, von dem Moriz irgendwo in seinem Magazin der Erfahrungsseelenkunde erzählt: ein Schwermüthiger spazirte an einem schönen Sommerabend auf dem Walle hin und her, anfäng-

lich das Gesicht gegen Osten gekehrt, wo der Himmel schon finster war. Nagender Kummer und Lebensüberdruß füllten seine Seele. Jetzt kehrte er plötzlich um, — siehe da glänzte ein freundliches Abendroth in Westen. Hoffnung, Liebe, Vertrauen erwachten in seinem Herzen.

Der graue Mann wollte Hannchens Dank nicht hören. Er sagte: schon gut! und winkte ihr mit der Hand, zu gehen. Eine bloße Pflicht der Menschlichkeit vermeinte er, frei von allen Nebenabsichten erfüllt zu haben. »Sie ist unglücklich,« dachte er, »und bildet sich ein, man könne auf der Welt glücklich sein. Wohl ihr, so lange sie noch so träumt! — Aber was mag ihr widerfahren sein? — gleichviel! was geht es mich an?« — Er wollte weiter lesen, und merkte bald, daß er nicht recht wußte, was er las. »Ich bin zerstreut,« murmelte er zwischen den Zähnen, steckte das Buch in die Tasche, und ging, wie seine Gewohnheit war, tiefer in den Wald.

Hannchen trat unterdessen flink ihr neues Amt an. Sie bemächtigte sich der Küche, brachte alles Geräth in eine gewisse Ordnung, putzte und scheuerte, was nicht blank genug war, schwenkte die Töpfe, setzte Wasser an's Feuer, und stellte sich dann zu einem Korbe mit türkischen Bohnen, die sie zwischen ihren niedlichen Fingern fein schabte, alles ohne ein Wort zu sagen, denn sie hatte bereits begriffen, daß man sich in diesem Hause am besten durch Schweigen empfehlen könne, und sie wollte dem grauen Manne

zeigen, daß er, um des angeblichen Mangels dieser Tugend willen, nicht nöthig gehabt hätte, die Weiber aus seiner Wildniß zu verbannen.

Peter stand und sah ihr zu. Er sprach zwar auch kein Wort, aber er lachte freundlich, und ließ zuweilen mit halbem Kopfnicken ein halbes hm! hm! ertönen. So gern auch Hannchen gewußt hätte, wo? und bei wem sie sei? so meinte sie doch; ihre einsilbigen Wirthe hätten wohl ein größeres Recht, ihr neugierige Fragen vorzulegen, und da man sie gänzlich in Ruhe ließ, so hielt sie für billig, eine gleiche Delikatesse zu beobachten.

Es verging daher ein ganzer Monat, ohne daß man Menschenstimmen in dieser Einöde hörte. Jede Stunde des Tages hatte ihre angewiesene Beschäftigung, jede Beschäftigung ihre wohlhergebrachte Form. Guten Tag, gute Nacht, wurde durch Kopfnicken ausgedrückt, und höchstens durch ein einziges Wort die Gattung der Speise bestimmt, die Hannchen etwa zurichten sollte. Nicht einmal um ihren Vornamen hatte man sie befragt; wollte man sie rufen, so hieß es: Mädchen! — der graue Mann wurde Herr genannt, und der Knecht Peter.

Indessen gab Hannchen sich alle Mühe, durch kleine Gefälligkeiten die Gunst ihres neuen Herrn zu gewinnen. Es kam ihr sehr zu statten, daß die alte Muhme zu Münster sie in den Geheimnissen der Kochkunst eingeweiht hatte.

Aus den glücklichen Zeiten ihrer Jugend war ihr die Liebhaberei zum Gartenbau übrig geblieben, sie wußte Blumen und Früchte zu ziehen, und alles gedieh wie vormals unter ihrer Hand.

In einem Winkel des Kohlgartens suchte sie sich ein Stück gutes schwarzes Erdreich aus, um es in ein Blumenbeet zu verwandeln. »Peter,« sagte sie, »nimm die Schaufel und grabe mir dieses Stück um.« — Peter sah sie an, lachte, murmelte mit halbem Kopfnicken ein halbes hm, hm! und grub das Stück um. Nicht lange so blühten Rosen und Hyacinthen hervor, die Hannchen jeden Abend sorgfältig begoß. Wenn sie nun duftreich in voller Blüte standen, so versetzte sie die Blumen in Töpfe, und grub die Töpfe neben der Rasenbank unter der Eiche in die Erde. Begab sich dann der graue Mann des Morgens nach seinem gewöhnlichen Ruheplatz, so schien es, als ob während der Nacht Rosen und Hyacinthen zu seinen Füßen aufgeschossen wären.

Als er diese feine Galanterie zum ersten Male erblickte, stand er lange unbeweglich davor. Peter brachte das Frühstück, sein Herr sah ihn an, und zeigte mit dem Finger auf die Rosen. Peter verstand ihn, und antwortete: das Mädchen.

Das Mädchen, wiederholte der graue Mann unwillkürlich, und es entwischte ihm ein sanftes Lächeln, das jedoch

mit einem Tropfen Bitterkeit vermischt um seine Lippe schwamm. Er zog ein Goldstück aus der Tasche, gab es Petern, und sagte: dem Mädchen. — Peter brachte ihr das Goldstück mit den Worten: vom Herrn.

»Wofür?« — Für die Blumen. — »Wenn die Blumen dem Herrn Freude gemacht haben, so bin ich belohnt. Zuneigung kann man nicht durch Gold erkaufen.«

Peter sah sie ein wenig erstaunt an, und klopfte sie zum ersten Male in seinem Leben auf die Schulter. Er brachte das Goldstück zurück, legte es auf den Tisch, und sagte: sie will nicht. — »Warum nicht?« —

Wenn die Blumen dem Herrn Freude gemacht haben, so ist sie belohnt; Zuneigung läßt sich nicht durch Gold erkaufen. — »Sagt sie so?« — Ja.

Abermals ein Lächeln um die Lippe des grauen Mannes, der Tropfen Bitterkeit war fast verdunstet. — So benutzte Hannchen jede kleine Gelegenheit, die sich ihr darbot, die Stirn des Sonderlings zu entfalten. Er war nicht undankbar, er fühlte es, ob er gleich noch lange schwieg. Wenn sie des Morgens an ihm vorüberging, um die Kühe zu milchen, konnte er sich nicht enthalten, die Augen aufzuschlagen, und ihr nachzusehen. Dieser verstohlne Genuß war, ohne daß er es sich selbst gestand, ihm bereits so nothwendig geworden, daß, wenn sie einmal zufälligerweise etwas

länger als gewöhnlich ausblieb, sein Auge wohl zehnmal in einer Minute vom Buche nach der Hausthür schweifte, um ihre liebe Gestalt aufzusuchen. Das war es aber auch alles. Einförmig verstrich ein Vierteljahr. Hannchen konnte sich's nicht verhehlen, daß ihre Weiblichkeit ein wenig gekränkt sei, weil sie durch all ihr Dichten und Trachten es nicht einmal dahin bringen konnte, daß der graue Mann sie auch nur um ihren Namen gefragt hätte. Endlich hatte sie einen Einfall, dessen Ausführung sie anfangs schwer dünkte, ihr aber wider Verhoffen gelang.

»Wer hat die Tafel gemacht, die an der Eiche hängt?" fragte sie eines Tages den stummen Peter. Ich war die Antwort. — »Und wer hat die Schrift darauf gemalt?" — Ich. — »Bist du ein Maler?" — War es in meiner Jugend. —

»Das freut mich. Mach mir auch eine solche Tafel." — Peter sah sie an und lachte. »Willst du?" — Ja. — „Du mußt aber dem Herrn nichts davon sagen." — Nein. — »Ich will ihm eine heimliche Freude machen." — Peter lachte wieder, murmelte hm! hm! und machte die Tafel. Als sie fertig war, gab ihm Hannchen auch einen Vers darauf zu schreiben. Peter arbeitete con amore und übertraf sich selbst. Der freundliche Dank, mit welchem Hannchen seine Arbeit bezahlte, machte ihm mehr Freude, als dem berühmten Casanova ein Geschenk der Semiramis des Nordens.

Als nun der graue Mann, seiner Gewohnheit nach, in der Morgenstunde zu der Rasenbank schlich, und von ungefähr einen Blick auf den Stamm der Eiche warf, siehe da war seine alte Tafel weggenommen, an ihrer Stelle hing eine neue, auf welcher er mit großem Erstaunen folgende Worte las:

Ne te vante point d'avoir en cet asyle
Rencontré le parfait bonheur,
Il n'est point retiré dans le fond d'un bocage,
Il est encore moins chez les rois,
Il n'est pas même chez le sage,
De cette courte vie il n'est pas le partage,
Il y faut renoncer; mais on peut quelques fois
Embrasser au moins son image *).

Er las zweimal, dreimal, und traute seinen Augen kaum. Peter brachte das Frühstück, sein Herr zeigte mit den Fingern auf die Tafel, Peter verstand ihn, und antwortete lächelnd: das Mädchen.

Das Mädchen, wiederholte der graue Mann unwillkürlich und lächelte ohne Bitterkeit. Er setzte sich um zu lesen, aber er blätterte nur, und las nicht. Als Hannchen nach einiger Zeit unbefangen vorüberging, um den

*) Wähne nicht in dieser Freistatt das Glück gefesselt zu haben. Es wohnt nicht in düstern Wäldern, weniger noch am Hofe; nicht einmal in der Brust des Weisen; es ward nicht das Erbtheil dieses kurzen Lebens; du mußt ihm entsagen — doch ist es dir vergönnt, dann und wann seinen Schatten zu umarmen.

Kühen ihren Morgenbesuch abzustatten, da konnte er nicht länger an sich halten. Mädchen! rief er. »Herr!« antwortete Hannchen und drehte sich nach ihm um.

Wer bist du? — »Eine Unglückliche.« — Kannst du nicht mehr sagen? — »Verschonen Sie mich —« — Gut, ich mag Unglückliche wohl um mich leiden. Willst du bei mir bleiben bis an meinen Tod? — »Herzlich gern.« — Wie heißest du?« — »Hannchen.« — Geh nur. — Hannchen ging.

So viel auf einmal hatte der graue Mann in vielen Jahren nicht gesprochen. Er erstaunte selbst darüber, und versank in tiefes Nachdenken, daß er sogar seinen Morgenspazirgang darüber vergaß. Was er eigentlich dachte? — lieber Leser, das hat er nicht einmal dem Eichbaum vertraut, und vielleicht wußte er es selbst nicht. Indessen änderte diese Erklärung weiter nichts in der Lebensweise des Einsiedlers und seiner Hausgenossen. Alles ging nach wie vor seinen alten Gang, und außer der neuen Tafel am Stamme der Eiche, blieb jedes Ding an seinem alten Platze.

Doch nun entlaubte der Winter die Bäume des Waldes, bedeckte Hannchens Blumengarten mit Schnee, und hielt den grauen Mann in seinem Zimmer gefangen. Der Mangel an Bewegung war vielleicht Schuld, daß heimlicher Gram und ewiges Brüten über verschlossenen Kum-

mer seinem Körper um diese Jahreszeit nachtheiliger wurden als sonst. Er fiel in eine schwere Krankheit.

Es ist eine schöne Bestimmung der Weiber, unsere süßesten Freuden zu schaffen; aber es ist eine schönere noch, uns in trüben Stunden zu erquicken. Hannchen wich nicht von seinem Lager. Die Kräuterkunde, vormals ein Spielwerk ihrer Jugend, kam ihr jetzt trefflich zu statten. Des Morgens bereitete sie ihm auflösenden Kräutertrank aus Graswurzel und Löwenzahn, drückte den Saft aus Barberitzen und mischte ihn unter sein Getränk; des Mittags kochte sie ihm leichte Fruchtsuppen; des Abends holte sie ein Buch aus seiner kleinen, aber gewählten Bibliothek, und las ihm vor bis er einschlummerte, dann warf sie sich unausgekleidet auf einen Sofa im Nebenzimmer, und wenn der Kranke sich nur rührte, war sie munter bei der Hand.

Durch ihre unermüdete Sorgfalt wurde er nach einigen Wochen wieder hergestellt. Zwar schien er noch immer, wie vor seiner Krankheit, tiefsinnig, verschlossen; aber sein Blick war nicht mehr so düster, so menschenfeindlich als vorher. Zwar schwieg er noch immer, aber das Schweigen wurde ihm sauer.

»Geh auf Hannchens Zimmer,« sagte er eines Morgens zu Peter, »und lege diesen Beutel auf ihren Tisch.« — Peter that, was ihm befohlen war. Hannchen fand den Beutel und errieth den Geber leicht.

»Geh auf des Herrn Zimmer,« sagte sie zu Peter, »und lege diesen Beutel auf seinen Tisch.« — Peter gehorchte, und so wurde der Beutel noch dreimal hin und hergeschickt, ohne daß weiter eine Erklärung deshalb vorgefallen wäre. Der graue Mann mußte sich endlich entschließen, seinen Beutel wieder in die Tasche zu stecken. — Als er nun Abends am Fenster stand, mit dem Gesichte gegen die Scheiben gekehrt, und Hannchen hinter ihm im Zimmer aufräumte, fing er wider seine Gewohnheit an, eine Melodie zu pfeifen. Plötzlich brach er ab, und sagte, ohne den Kopf nach ihr umzudrehen, in hingeworfenem Tone: »du nimmst kein Geld?« —

Nein! antwortete Hannchen. — Der graue Mann fuhr fort zu pfeifen, trommelte mit den Fingern auf der Fensterscheibe, und sprach weiter kein Wort.

Aber am andern Mittag, als Peter den Tisch zu decken kam, sagte sein Herr: »leg zwei Couverte.« — Peter horchte hoch auf, und blieb mitten in seiner Beschäftigung stehen, wie eine abgelaufene Uhr, bis ihm der graue Mann den ungewöhnlichen Befehl ernstlich wiederholte. Dann legte er schweigend zwei Couverte, und dachte bei sich selbst: es wird wohl ein Gast kommen. Aber der Gast kam nicht, und das Essen wurde aufgetragen.

Rufe Hannchen. — Hannchen erschien. — Setze dich zu mir und iß. —

Hannchen fühlte das Zarte in diesem Benehmen. Sie setzte sich und wollte essen, aber es traten Thränen in ihr Auge, sie konnte nicht essen. Der graue Mann blickte verstohlen nach ihr herüber. Warum weinst du? sagte er. Hannchen sprang auf, und lief hinaus.

Das Mädchen ist gut! murmelte der Einsiedler; ein Lächeln schwamm um seine Lippen, und statt der vormaligen Bitterkeit war ein Tropfen Wehmuth in dem Lächeln.



Zwanzigstes Kapitel.

Die Laube.

Als Gott das berühmte Wort aussprach: es werde Licht! da sandte er die Schönheit auf die Welt, und es ward Licht. — Wo ist ein Kerker so finster, ein Herz so bekümmert, daß nicht die Macht der Schönheit Licht und Trost in beide brächte? —

Die Einsiedelei des grauen Mannes verlor nach und nach von ihrem düstern Ansehen. Eine Gruppe hoher Tannen, an der Ostseite des Hauses, versperrte der freundlichen Morgensonne den Zugang. Das war ihm eben recht, denn er versteckte sich vor dem Sonnenschein, und wohnte in einem Zimmer gegen Mitternacht, welches kaum in den längsten Sommertagen einen Lichtstrahl auffing. Hannchen verjagte ihn aus diesem Zimmer, unter dem Vorwande einer nothwendigen Reparatur. Peter mußte, auf ihr Geheiß, in einer Nacht die alten Tannen umhauen, und als der graue Mann erwachte, schien ihm die Sonne gerade in's Bett.

Erstaunt über diesen Besuch, klingelte er. Peter kam. Sein Herr zeigte mit dem Finger nach der Sonne. Peter

lächelte schlau. »Die Tannen sind weg,« sagte er sehr freundlich. — Wo sind sie geblieben? — »Ich habe sie umgehauen.« — Wer hat dir das befohlen? — »Das Mädchen.« Der graue Mann verstummte vor dieser Autorität, wie ein altgläubiger Franzose, dem man einen fremden Willen de par le roi ankündigt.

Ein paar hundert Schritt vom Hause lag ein Hügel mit dichtem Buschwerk bewachsen. Als der Frühling begann, Blätter aus den Knospen hervorzulocken, da ließ Hannchen, durch den allzeit dienstfertigen Peter, den Gipfel des Hügels reinigen, und nur so viel Gebüsch darauf stehen, als nöthig war, eine Laube daraus zu flechten. Die Faulbaumblüte und der Hollunderstrauch nickten herab auf eine Rasenbank. Ein kleiner Schlangenpfad wurde abwärts gebahnt, der graue Mann zu einem Spazirgange eingeladen, und oben auf dem Hügel plötzlich durch eine freundliche Aussicht überrascht.

Er sagte nichts, aber als Hannchen sich einige Schritte entfernt hatte, um einen Strauß von Maiblumen zu pflücken, drehte er, mit einem fragenden Winke, den Kopf halb verstohlen nach Peter um. Peter nickte und zwinkerte mit den Augen. — Ein anderes Mal kaufte Hannchen von einem Bauerjungen heimlich eine Nachtigall, ein Vogel, der sich sonst selten in diesen Theil des Waldes verirrte, wo nur Eulen wehklagten und Habichte krächzten. Sie hing den

lieblichen Sänger Abends unter das Fenster von ihres Herrn Schlafgemach. Der Vogel begann sein Minnelied bald klagend, bald schmetternd. Der graue Mann erwachte aus dem ersten Schlummer, horchte, wunderte und freute sich ob des seltenen Besuchs, ja es entschlüpfte ihm sogar der Wunsch: möchte es doch kein vorüberziehender Gast sein! möchte er sich in meinem Garten ein Nest bauen.

Als er am andern Morgen das Fenster öffnete, wurde er gewahr, woher die Serenade gekommen war. Peter brachte das Frühstück, und schon hatte sein Herr den Finger aufgehoben, um wie gewöhnlich auf den Gegenstand zu deuten, dessen Dasein ihn in Verwunderung setzte; aber er zog seinen Finger schnell zurück: die Frage ist unnöthig, dachte er, wer anders als das Mädchen —

Gedankenvoll setzte er sich an den Theetisch, schenkte ein, und rührte lange mit dem Löffel in der Tasse, als ob er den vergessenen Zucker wirklich hineingethan hätte. — Hannchen! sagte er leise — Hannchen! wiederholte er bald darauf etwas lauter — Hannchen! rief er zum dritten Male mit einer Art von Heftigkeit.

Hannchen hörte in der benachbarten Küche ihren Namen nennen, und trat schnell herein. »Haben Sie gerufen?«

Der graue Mann in sichtbarer Verlegenheit. Ich? — nein — geh nur mein Kind — geh nur! — Hann-

chen ging und freute sich, denn es war zum ersten Male, daß er sie mein Kind genannt hatte. Gerade dieser süße Name war es, welchen zu erwerben alle ihre Bemühungen abzweckten, und es gewann täglich mehr das Ansehen, als ob es ihr gelingen werde. Seit sie das Arztlohn so uneigennützig ausgeschlagen, speiste sie gewöhnlich mit ihrem Herrn an einem Tische. Ohne ihr Wissen sandte er einst den Knecht in's nächste Dorf, um eine Bauermagd ihr zur Gehülfin zu miethen. Er litt nicht, daß sie irgend eine grobe Arbeit mehr verrichtete. Des Abends nahm sie Theil an seiner Lektüre, und auch hier wußte sie mit guter Art seine bisherigen Lieblingsschriftsteller zu verdrängen. Zimmermann's Einsamkeit, Young's Nachtgedanken und so weiter, mußten den Versuchen des Montaigne und den Reisen des jungen Anacharsis Platz machen; ja zuweilen ließ er sich auch wohl herab, den lustigen Streichen des Gilblas sein Ohr zu leihen. Kurz er glich nach Jahresfrist eben so wenig dem grauen Manne von vormals, als ein entblätterter Rosenstock, den man im Frühjahr aus dem Keller holt und an die Sonne stellt, sich nach vier Wochen mehr ähnlich sieht.

Er fühlte diese Verwandlung selbst, und sein Herz öffnete sich sanften Empfindungen. Wie lieb ihm Hannchen sei und was am Ende aus diesem Umgange werden solle? darum hatte er sich zwar noch nie befragt, aber es bedurfte

nur eines Zufalls, ihn über die eigentliche Natur seiner Gefühle zu belehren.

Seit die Laube auf dem Gipfel des Hügels entstanden war, hatte er seinen vormaligen Lieblingsplatz, die Rasenbank unter der Eiche, sehr vernachläßigt. Er schlich oft und gern über die Wiese, und wand sich durch den krummen Fußpfad den Hügel hinauf, wo eine freie Aussicht ihm nicht mehr wie sonst lästig schien.

Als er sich eines Tages mit leisen Schritten der Laube näherte, glaubte er ein ungewöhnliches Geräusch zu vernehmen. Er horchte — es kam ihm vor, als höre er jemand schluchzen. Er trat mit einer raschen Wendung in die Laube, und erblickte Hannchen in Thränen. Sie hatte eben an Wilhelm gedacht, ihm flossen diese Thränen der Liebe und Sehnsucht. Sie sprang auf und suchte ein Lächeln zu erzwingen. Aber der graue Mann faßte sie scharf in's Auge. Hannchen, sprach er, du weinst? Sie konnte nicht gleich antworten. — Bist du noch unglücklich?

»Ach nein! ich bin so glücklich, als ich es auf der Welt werden kann.»

Und doch Thränen? — »Sie flossen der Vergangenheit.»

Vielleicht auch der Hoffnung einer bessern Zukunft?

»Ich hoffe nichts mehr, als die Fortdauer Ihres Wohlwollens für mich.« Eine lange Pause. Stotternd hub der graue Mann von neuem an: bist du verheirathet?

»Nein.« — Hast du einen Geliebten? — »Ich hatte einen!« — Ist er todt? — »Da sei Gott für!« — Untreu? — »Gewiß nicht!« — Wie könnte er auch! — und doch hast du der Hoffnung entsagt? — »Weil das Schicksal uns auf ewig trennte!« —

Wie so? — »Weil — verzeihen Sie — ich kann das nicht so ausdrücken — aber ich darf ihn nie wiedersehen! ich will nicht!« — Du willst nicht? —

»So lange Gott mir noch Gefühl für Ehre und Tugend läßt!« —

Ist das dein Ernst? — »Ich würde mich hassen, wenn ich anders denken, ich würde mich verachten, wenn ich anders handeln könnte.« — Eine Pause. Der graue Mann ergriff Hannchen gerührt bei der Hand, zog sie nach sich auf die Rasenbank, und sagte mit sanfter Stimme: »gutes Kind, ich bitte um dein Zutrauen, entdecke mir, was dich quält.«

»Wenn Sie es erfahren, so werden Sie mich aus dieser Einöde verstoßen, die meine letzte Freistatt ist.«

»Ich würde mit dir das Glück meines Lebens verstoßen,« versetzte er rasch, und eine hohe Röthe stieg auf seine Wange,

als schäme er sich des unwillkürlichen Geständnisses. »Rede ohne Furcht,» setzte er in einem ruhigen, bittenden Tone hinzu. »Vielleicht schien ich dir bis jetzt unempfindlich? wir Holländer stehen in dem Rufe, kalt zu sein wie unsere Nebel. Aber auch meine Leiden waren größtentheils Leiden des Herzens! Rede, und fürchte nicht mißverstanden zu werden.»

Hannchen gab nach, und erzählte — freilich, aus einer sehr natürlichen Schamhaftigkeit, nicht ihre, sondern eigentlich Wilhelm's Geschichte: wie er als ein armer Packträgers Sohn in ihr Haus gekommen; wie aus kindischer Zuneigung Liebe entsprungen; wie er, als Schulmeister, um ihre Hand geworben, und aus Kummer über seine fehlgeschlagenen Wünsche Soldat geworden; wie edel er sich für seinen Freund aufgeopfert; wie tapfer er gefochten und durch seinen Muth schnell emporgestiegen. Sie gab vor, es sei ihr unmöglich, des Jünglings Fortschritte auf der Bahn des Ruhms durch eine unbesonnene Heirath zu hemmen. »Wir sind überein gekommen,» sagte sie, »uns in Zukunft als Bruder und Schwester zu betrachten, und nichts auf der Welt ist fähig, mich von diesem Entschluß abwendig zu machen.»

Der graue Mann sah in dieser Erzählung noch nichts, was Hannchens Furcht, von ihm verstoßen zu werden, hätte rechtfertigen können. Er muthmaßte, es müsse noch ein anderes Geheimniß dahinter verborgen sein, drang aber

vergebens in das schüchterne Mädchen, ihm mehr zu entdecken. Seinem widerstrebenden Herzen zum Trotz, machte er sogar einige Versuche, sie von ihrer falschen Delikatesse zu überzeugen, bot ihr seinen Rath und Hilfe an, ein Bündniß zwischen ihr und Wilhelm zu knüpfen, aber alles umsonst! Sie beharrte standhaft, und bat ihn, wenn er sie schonen wolle, Wilhelm's Namen in ihrer Gegenwart nicht mehr zu nennen. Er mußte es versprechen, und versprach es nicht ungern.

Beide gingen nun schweigend neben einander nach Hause; beide waren und blieben in Gedanken verloren, und das Abendbrot wurde unberührt vom Tische getragen. Der graue Mann legte sich zu Bett, aber er schlief nicht, er hörte die Nachtigall nicht unter seinem Fenster, und in wachen Träumen fand ihn die Morgensonne.



Einundzwanzigstes Kapitel.

Verschmähte Liebe.

Der folgende Tag verfloß still. Hannchen hatte ihre gewohnte Heiterkeit wieder angenommen, aber in der Seele des grauen Mannes schien etwas zu brüten.

»Laß uns spaziren gehen, liebes Hannchen,« sagte er gegen Abend. Sie gingen schweigend nach dem Hügel, und saßen, wie gestern, auf der Rasenbank, ehe sie noch ein Wort gewechselt hatten. Es erfolgte eine lange Pause. Hannchen sah verlegen hinaus in's Freie, und knickte an den Blättern, die üppig herüberwuchsen. Ihr untrügliches Mädchengefühl ließ sie dunkel ahnen, welche Scene ihr bevorstehe. Der graue Mann hatte den Kopf auf die Brust gesenkt, aus seinem Herzen schien sich etwas hervorzuarbeiten. »Hannchen!« hub er endlich an, »denkst du noch wie gestern?« — Ich werde nie anders denken. — »Du entsagst deinem Wilhelm?«

Hannchen mit einem Seufzer: ich habe ihm entsagt auf ewig!

Der graue Mann mit bebender Stimme, indem er mit seinem Stocke Figuren in den Sand malte: willst du mich heirathen?

Hannchen erschrack. Eine so rasche Wendung hatte sie nicht vermuthet. Sie sah ihren Nachbar mit großen starren Augen an, in welchen sich eine Art von Scheu malte, eine Empfindung, die ihr bisher bei seinem Anblick fremd gewesen.

»Du schenktest mir gestern dein Zutrauen,« fuhr er sichtbar erleichtert fort, »und es ist billig, daß ich Gleiches mit Gleichem vergelte. Hier hast du meine Geschichte in wenig Worten. — Ich bin ein Holländer und heiße van Shipper. Mein Vater war ein reicher Kaufmann, der das Geld über alles liebte. Meine wenige Bildung verdanke ich dem Aufenthalt in fremden Ländern und guten Büchern.«

»Als ich zurückkam, hatte ich das Unglück, mich in ein hübsches Mädchen zu verlieben. Ich wollte sie heirathen und durfte nicht. Die Drohung mich zu enterben, war Oel in die Flamme. Ich wollte sie entführen, ihr mein sogenanntes zeitliches Glück aufopfern — ehe es aber noch so weit kam, brachte ein deutscher Geck die Pest der Empfindelei in ihr Haus, und sie wurde mir untreu.«

»Jetzt vertauscht' ich die Liebe zu Weibern gegen die Liebe zum Vaterlande. Ich war Patriot und wurde verbannt. Ein gewisser Fagel, den ich einst beim Baden vom Ertrinken gerettet hatte, ward mein heftigster Verfolger. Ich würde den nichtswürdigen Menschen vergessen haben,

wenn mich der Name meines Kettenhundes nicht täglich an ihn erinnerte. Man setzte einen Preis auf meine Verhaftnehmung. Mein Vater war gestorben. Ich wagte mich heimlich nach Amsterdam, und lebte einige Wochen verborgen im Hause meiner Mutter. Dort traf ich Anstalten, meine Reichthümer aus dem Lande zu schicken. Mit der größeren Hälfte war es mir bereits gelungen, als ich erfuhr, daß meine eigene Mutter mich verrathen hatte. Parteisucht und Fanatismus spotten der Natur. — Man war im Begriff mich aufzuheben, ich floh, und vertraute die andere Hälfte meines Vermögens meinem einzigen Bruder, der mich darum betrogen hat. — So zerriß das Schicksal die Bande der Liebe, Freundschaft und Natur. Ich blieb allein in der Welt, und streckte meine Arme vergebens in die Luft, um ein gleich gestimmtes Wesen an mein Herz zu drücken. Da zog ich mich zurück in diese Einöde, von einem einzigen Menschen begleitet, dessen Dummheit mir für seine Ehrlichkeit bürgt.»

»Was ich an zeitlichen Gütern gerettet habe, ist noch immer weit mehr als ich brauche, aber weniger als mein Herz bedarf. Seit ich dich kenne, ist die Vergangenheit ein Traum und die Zukunft lächelt wieder. Ich kann nicht mehr leben ohne dich! — Mit acht und dreißig Jahren und einer rauhen Gemüthsart darf ich freilich keinen Anspruch auf deine Liebe machen; aber wenn es dir Ernst ist, dein Leben in dieser stillen Einsamkeit zu beschließen, warum nicht als

meine Gattin? meine eng verbundene Freundin? — Du hast den Glauben an die Menschheit in meine Brust zurückgeführt; willst du mir Glück und Ruhe schenken, so sprich ein freundliches Ja!" —

„Du schweigst? — du zitterst? — errathe ich deine Gedanken? — Man liebt nur einmal! — Nein, gutes Mädchen! du irrst. Versuch' es nur einen Menschen glücklich zu machen, und dein Geschöpf wird dir lieb werden. — Wohlan! schlag ein in die Hand eines ehrlichen Mannes! laß mich die Stunde segnen, wo der Zufall dich in diesen Wald führte!" —

Hannchen, zitternd und glühend, hörte seine Erzählung nur halb, und von der letzten Apostrophe gar nichts. Schon hundertmal hatte sie heimlich verwünscht, daß sie tagesvorher nicht aufrichtiger gewesen; daß sie ihm nicht lieber alles entdeckt, auf die Gefahr, noch einmal in die weite Welt gestoßen zu werden. Zwar gefiel ihr der graue Mann, aber es war nicht die rechte Gattung des Gefallens, die gleichsam ein Esauisches Linsengericht ist, wer es erhascht, läuft mit der ersten Liebe davon. Hätte sie aber auch wirklich für ihn gefühlt, was er nur für sie und sie nur für Wilhelm empfand, so war sie doch unfähig, ihm eine Unschuld zu heucheln, die nur in ihrer Seele wohnte. Sie öffnete den Mund um ein Bekenntniß abzulegen, die Zunge versagte ihr den Dienst, die Scham verschloß ihre Lippen.

Der graue Mann sah ihr forschend in's Gesicht, er las Verwirrung und Bangigkeit, aber keinen Widerwillen; diese Beobachtung gab ihm Muth, und er wurde immer dringender. Stotternd bat endlich Hannchen um die Erlaubniß, ihm schriftlich antworten zu dürfen. Wann? rief er hastig. Morgen, sagte das arme Mädchen und floh. Er wollte ihr nacheilen — sie wandte sich: „um Gottes willen lassen Sie mich allein!" — Er trat zurück. Sie verlor sich im Walde, wo sie bis zur Abenddämmerung herum irrte, und mit sich selbst zu Rathe ging, wie sie ihr Geständniß einkleiden solle. Die Liebe des grauen Mannes schmeichelte ihr, der Verlust derselben war unvermeidlich und schmerzhaft; aber auch seine Achtung einbüßen — der Gedanke unerträglich! — „Doch es muß so sein! lieber dulden, was ich selbst verschuldet! lieber in den Stand einer verachteten Magd zurück sinken! als einen Biedermann, meinen Wohlthäter täuschen."

Mit diesem Resultat ihres Selbstgesprächs kam sie zurück in die Einsiedelei. Sie ließ sich nicht in dem Zimmer des Herrn van Shipper sehen, den sie mit großen Schritten auf und nieder gehen hörte; sie besorgte in Eil die Küche, und verschloß sich dann in ihr Stübchen.

Peter deckte den Tisch und legte nur ein Couvert. Sein Herr deutete mit dem Finger darauf und fragte: warum? — „Das Mädchen will nicht essen." — Wo ist sie? — „Sie hat sich eingesperrt." — Was macht sie? — „Ich

weiß nicht.“ — Wie sieht sie aus? — „Sie hat geweint.“ — Der graue Mann verdoppelte seine hastigen Schritte. Peter setzte die Schüsseln auf den Tisch, nahm, mit dem Teller unter dem Arm, seinen Platz hinter dem Stuhle, und räusperte sich verschiedene Male, um seinen Herrn auf das wartende Abendbrot aufmerksam zu machen. Als er nach einer Viertelstunde sah, daß weder Räuspern noch Husten helfen wollte, nahm er sich endlich die Freiheit zu sagen: „das Essen wird kalt.“ Aber auch diese Ermahnung mußte er dreimal wiederholen, ehe ihm van Shipper auffahrend antwortete: ich will nicht essen! — Schon neun Jahre hatte Peter mit seinem Herrn in dieser Einöde gelebt, und noch nie war er von ihm angefahren worden. Was Wunder, daß die erste Unfreundlichkeit einen heftigen Eindruck auf den dummen, gutherzigen Menschen machte. Er fing an zu weinen. „Lieber Herr,“ sagte er schluchzend, was kann ich dafür, daß Sie nicht essen wollen?“ —

Van Shipper kam zu sich. „Geh,“ sagte er mit sanfter Stimme, indem er ihn auf die Achsel klopfte, „geh, lieber Peter! zürne nicht auf mich, ich bin krank. Peter trug seine sieben Sachen in die Küche, und auch ihm war der Appetit vergangen.

Der graue Mann trieb das Auf- und Niederwandeln noch ein paar Stunden so fort. Er wurde endlich so müde, daß ihm die Knie zitterten, aber es war ihm unmöglich,

sich zu setzen, oder auf das Bett zu legen. Er brannte vor Begierde zu wissen, ob Hannchen schlafe? — Leise schlich er auf den Hof, von da er leicht einen Blick in ihre niedrigen Fenster werfen konnte. Es war Licht im Zimmer. Er näherte sich auf den Fußspitzen dem Fenster, und fand die Vorgänge halb geöffnet. Er sah Hannchen schreibend am Tische sitzen; sie legte oft die Feder nieder, um sich die Augen zu trocknen. Dieses Bild begleitete ihn zurück in sein Schlafzimmer, und war eben nicht fähig, ihm eine ruhigere Nacht zu verschaffen.

Die Morgensonne fand Hannchen noch am Schreibtisch. Jetzt hatte sie vollendet, überlas, was sie geschrieben, versiegelte es mit bebender Hand und rief: Peter! — Der graue Mann fuhr zusammen, als er ihre Stimme hörte. Lauschend hielt er den Athem an sich. Horch! jetzt öffnet Peter Hannchens Stubenthür — jetzt kommt er zurück — und mit jedem näher tönenden Fußtritt verdoppeln sich die Herzschläge des ängstlich Harrenden. Die Thür geht auf, er erblickt einen Brief in Peter's Händen, und der letzte Tropfen Blut flieht von seiner Wange. Zitternd erbrach er das Siegel, es flirrte ihm vor den Augen.

Hannchen ging, nachdem sie diesen Berg von ihrer Brust gewälzt, mit leichterem Herzen an ihre Küchengeschäfte. Sie ließ Feuer auf dem Herde machen, half der Magd grüne Erbsen aus den Schoten sammeln, und horchte

dazwischen mit beklommener Brust, so oft sich etwas im Nebenzimmer regte.

Nach einer Stunde ungefähr öffnete sich die Thür. Van Shipper trat in die Küche mit Hannchens Brief in der Hand. Das glühende Mädchen wagte nicht aufzublicken; die Erbsen rollten zwischen ihren bebenden Fingern, und Perlen rollten aus ihren Augen zwischen die Erbsen. — »Hannchen,« sagte der graue Mann, »so vertilge ich das Andenken an dieses Bekenntniß.« Er warf den Brief in's Feuer.

Hannchen schluchzte, van Shipper gab der Magd einen Wink, sich zu entfernen. »Sieh mich an, liebes Mädchen,« sagte er, und ergriff ihre zitternde Hand. Sie blickte mit nassen Augen schüchtern auf. — »Ich kenne nun jede Falte deines Herzens. Der Ausdruck ist unpassend, dein Herz hat keine Falten. Vergiß, was du gelitten, vergib dem Räuber deiner Unschuld, ich habe ihm vergeben. Was kümmert's mich, daß deine Tugend einst in Fallstricke fiel; du bist gerettet und dein Herz blieb unverdorben. Ich habe boshafte Weiber gekannt, denen Neid und Galle im Herzen kochte, die aber mit gerümpfter Nase auf eine arme gefallene Schwester blickten, weil sie das armselige Ding nicht mehr besaß, was sie allein mit dem Namen Tugend stempeln; Weiber, denen Verläumdung, Zungendreschen und Undankbarkeit, Rechte auf erledigte Furienplätze in der

Hölle gaben, die es aber Gott sehr übel nehmen würden, wenn er sie nicht auf Lehnstühle zu seiner Rechten setzte, weil sie ein Kleinod verwahrten, wornach niemand strebte. Beruhige dich, gutes Hannchen, der Brief ist verbrannt, und mit ihm jedes Andenken an die Vergangenheit vertilgt. Nie soll ein Wort oder nur die entfernteste Anspielung dich wieder daran erinnern. Noch einmal biete ich dir Herz und Hand. — Du schweigst? — Darf ich Peter in's nächste Dorf zum Prediger senden?" —

Ach! das arme Hannchen war in einer fürchterlichen Lage. Auf einer Seite ihr Wohlthäter, ein Biedermann voll der edelsten Liebe, der ihren Fehltritt großmüthig übersah, der ihr Ruhe und Ueberfluß anbot — auf der andern Wilhelm! — ja sie hatte ihm entsagt, aber war es ihre Schuld, daß noch immer ein Funke der Hoffnung irgendwo glimmte, den sie nicht auszulöschen vermochte? Konnte sie in dieser Lage einem andern Mann ihre Hand reichen? — und wenn nun Wilhelm plötzlich erschien, treu und liebevoll wie immer, ach! würde sie dann nicht unaussprechlich elend sein? und auch ihren biedern Gatten elend machen? — Nein! sie konnte das Wort nicht aussprechen, das sie auf ewig von Wilhelm trennen mußte. Es kostete ihr Millionen Thränen, und einen langen Kampf zwischen Liebe und Dankbarkeit, aber die Liebe siegte, und sie sprach ein unwiderrufliches Nein!

Der graue Mann war zu edel, um weiter in sie zu dringen, kein Vorwurf entwischte seinen Lippen, er schwieg und verschloß seinen Kummer in sein Herz. An die Stelle seines vormaligen mürrischen Wesens trat jetzt eine tiefe Schwermuth. Er sprach weniger als jemals, hörte nicht, wenn man ihn anredete, irrte den ganzen Tag im Walde herum, und wälzte sich die Nächte schlaflos auf seinem Lager. Kaum nahm er so viel Nahrung zu sich, als er bedurfte, sein Leben zu fristen. Hannchen sah, wie ein heimlicher Gram ihn verzehrte, seine Wange wurde immer bläßer, sein Auge immer hohler — ihr Herz blutete.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Witwe.

Leiden der Seele haben das mit den Leiden des Körpers gemein, daß sie gleichgiltig gegen das Leben machen. Der graue Mann fühlte selbst am besten, wie seine Kräfte täglich abnahmen, und sein Zustand ihn baldige Ruhe hoffen ließ. Noch eines lag ihm auf dem Herzen, und er eilte, sein letztes Geschäft mit der Welt abzuthun.

Eines Morgens verlor er sich, wie gewöhnlich, im Walde, kam aber nicht, wie gewöhnlich, des Mittags zurück. Hannchen wurde unruhig; es ward Abend und er kam noch nicht; sie harrte die ganze Nacht — er blieb aus.

Peter heulte, und Hannchen wußte sich vor Angst nirgends zu lassen. Sie durchstrich den Wald im Umkreis von einer Stunde, rief und kreischte wohl tausendmal den Namen des grauen Mannes, aber immer vergebens! — Ganz erschöpft kehrte sie gegen Mittag zurück, sie hoffte, er werde sich unterdessen eingefunden haben, ihre Hoffnung täuschte sie abermals. Jetzt fühlte sie, daß der graue Mann ihr lieber war, als sie geglaubt hatte. Sie machte sich die bittersten Vorwürfe über ihre Undankbarkeit, Peter's Geheul brachte sie zur Verzweiflung. Sie rannte gegen Abend

noch einmal fort, durchkroch mit Weinen und Kreischen das finsterste Gebüsch, und zitterte jeden Augenblick, den entseelten Leichnam ihres Wohlthäters zu finden. — Sie fand ihn nicht! — Fast ohnmächtig warf sie sich unter einen Baum, rang die Hände, und überließ sich dem Ausbruch des heftigsten Schmerzes.

»Was fehlt dir Hannchen?« hörte sie plötzlich die wohlbekannte Stimme neben sich, sie blickte hastig auf, der graue Mann stand vor ihr. »Gott sei gelobt!« rief sie mit gefaltenen Händen, und ein Thränenstrom begleitete ihre Worte. Sie richtete sich auf ihre Knie, und umklammerte seine Füße. »Gott sei gelobt! Sie leben!«

»Gutes Kind, hast du daran gezweifelt?«

»Ach! ich bin in Todesangst gewesen!«

»Das thut mir leid. Ich wußte nicht, daß du so warmen Antheil an meinem Leben nähmest. Ich danke dir dafür. Es ist ein herzstärkender Tropfen in den Becher meiner Leiden! — Sei ruhig, steh auf, es wird Abend, laß uns heimgehen.«

Hannchen stand auf und wankte an seinem Arme dahin. Gern hätte sie gefragt, warum er so heimlich fortgeschlichen? wo und wie er diese zwei Tage zugebracht? aber da er selbst kein Wort darüber fallen ließ, so wagte sie es nicht.

Peter kam seinem guten Herrn mit rothen, verschwollenen Augen entgegen, küßte ihm schluchzend die Hand, und sang des Abends in seiner Kammer mit heller Stimme: nun danket alle Gott!

Einige Tage nach dieser Begebenheit wurde der graue Mann krank. Er selbst wollte zwar nichts davon wissen, sondern behauptete immer fort, er befinde sich sehr wohl; aber woher die ungewöhnliche Purpurröthe auf seiner Wange? das brennende Auge, die dürre Lippe? woher der Mangel an Eßlust und Schlaf, der unwillkürliche Schauder, der ihm durch alle Glieder bebte? — Armer grauer Mann! du suchst umsonst, es zu verhehlen, daß ein heftiges Fieber in deinem Körper wüthet.

Das bestürzte Hannchen wollte abermals ihm ihre Hilfe aufdringen, ihm, der mit Vergnügen sich am Ziele seines Dornenpfades sah. Jeden Morgen bereitete sie mit liebevoller Sorgfalt und kindlicher Angst die Arzneien, die van Shipper zwar freundlich hinnahm, freundlich dafür dankte; aber sie dann auf den Tisch setzte und unangerührt stehen ließ. Vergebens bat der treuherzige Peter, ihn zum Arzt in's nächste Städtchen zu senden. »Ihr seid wunderliche Kinder« — eine Antwort, die er oft mit klappernden Zähnen gab — »ich bin ganz gesund.« Dabei war er nie heiterer, nie gesprächiger gewesen als jetzt; er scherzte sogar zuweilen. Das ging Hannchen durch's Herz. Bittere Klagen würden sie weniger gerührt haben, als die stille

Sorgfalt, mit der er alle seine Leiden zu verbergen strebte.

Er trieb das so lange, bis endlich die stärkere Natur seinen Willen unterwarf. Er sank auf's Bett. Die gewaltsame Anstrengung aller seiner Kräfte ließ plötzlich nach, seine Krankheit schien in wenig Stunden so sehr verschlimmert, daß Hannchen für sein Leben zitterte. Sie stand vor seinem Bette, und hatte eine seiner brennenden Hände gefaßt; große Thränentropfen hingen an ihrer Augenwimper; sie zählte ängstlich die eilenden Pulsschläge; des Kranken kurzer Athem beklemmte auch ihr die Brust; Fieberhitze röthete seine Augen, Thränen die ihrigen.

Ihr dankbares Herz war tief erschüttert. Ohne recht zu wissen, was sie that, heftete sie plötzlich ihre Lippen auf seine heiße Hand. Er machte eine Bewegung, es zu verhindern. »Was thust du?« sprach er leise, »mach mir den Tod nicht schwer.«

»Mein Wohlthäter!« rief Hannchen außer sich, »nein! Sie sollen nicht sterben! ich wäre das undankbarste Geschöpf, wenn ich diesen Anblick ertragen könnte.« — Sie kniete an seinem Bette — „mein Wohlthäter! sprach sie im höchsten Enthusiasmus, »kann der Gedanke Sie aufrichten, in Zukunft eine treue, zärtliche Gattin um sich zu sehen, so leben Sie! — ich bin die Ihrige!« —

Den Kranken erschütterten diese Worte. Er schwieg lange. — Endlich drückte er ihr sanft die Hand, und uneingedenk seiner körperlichen Schwäche, sprach er mit Lebhaftigkeit: „gutes Mädchen! ich begreife, was in dir vorgeht. Edle Gefühle pressen dir Worte aus, die dein Herz mißbilligt. Der Anblick meiner Leiden scheint dir ein Vorwurf, du willst deine eigene Ruhe opfern, um diesen Vorwurf von dir abzuwälzen. Aus einer solchen Stimmung sollte ich keinen Vortheil ziehen, auch würde ich es wahrlich nicht, wenn nicht mein Gefühl mir sagte, daß — daß du nichts dabei wagst. Im Gegentheil bestimmt mich die Hoffnung, das Glück deiner Zukunft fester zu gründen dein Mitleid nicht unfruchtbar bleiben zu lassen. — Ja ich will sterben als dein Gemahl! — Steh auf, liebes Hannchen, und eile, wenn es dir Ernst ist, eile den nächsten Dorfpfarrer hieher zu entbieten. Kann er gleich unsere Herzen nicht vereinigen, so soll er doch unsere Hände in einander legen. Du wirst meinen Namen tragen so lange, bis du ihn einst mit Zustimmung deines Herzens vertauschest. Und auch dann noch — nicht wahr, gutes Hannchen? — auch dann wirst du den Unglücklichen nie ganz vergessen, der es so ehrlich mit dir meinte —"

Hannchen konnte nicht reden. Sie wankte schluchzend hinaus, und sandte Peter in's nächste Dorf. Der Prediger kam gegen Mittag. Hannchen war mehr todt als lebendig. Der graue Mann schien auf einen Augenblick neue

Kräfte zu gewinnen. Er richtete sich im Bette in die Höhe; die Hand der Braut bebte, die seinige nicht; ihr Ja entschlüpfte kaum hörbar den Lippen, das seinige war fest und männlich. Der Priester sprach den Segen, die Neuvermählte stürzte hinaus, und lag stundenlang bewußtlos auf dem Boden ihres Zimmers.

Der Kranke hatte während dieser Zeit eine lange, geheime Unterredung mit dem Prediger. Als Hannchen sich ein wenig erholt und ihre Thränen getrocknet hatte, trat sie in möglichster Fassung wieder in sein Zimmer und fand ihn schwächer als am Morgen. Mit geschäftiger Besorglichkeit kramte sie nun abermals alle ihre Arzeneien hervor. »Sie haben mir ein theures Recht auf Ihr Leben eingeräumt,“ sprach sie, »werden Sie auch jetzt noch die Hand zurückstoßen, die Ihnen zugehört, und so gern Hilfe leisten möchte?“

„Bewahre der Himmel!“ sagte der Kranke lächelnd, »am Hochzeitstage darf man der Braut nichts abschlagen. Gib, liebes Weibchen, gib was dir gut dünkt, ich bin bereit, alles zu verschlucken.“

Er hielt Wort, und nahm willig einen Löffel voll nach dem andern, ob man es ihm gleich wohl ansah, daß er es nur aus Gefälligkeit that, und keine Hilfe mehr erwartete. Gegen die Nacht wurde er zusehends schwächer. Hannchen und der Prediger saßen an seinem Bette. Der letztere sprach

ihm Trost aus Religionsgründen zu, Hannchen hatte nur Thränen. Diese Thränen vergalt der Kranke durch einen dankbaren Händedruck. Dem Prediger antwortete er: »ich war immer ein ehrlicher Mann, Gott wird es wohl mit mir machen.»

Um Mitternacht wurde sein Athem immer kürzer — zuweilen blieb er ganz aus — in stummer Angst hing seiner Gattin Blick an dem verzogenen Gesichte. — Kalter Schweiß bedeckte seine Stirn — ihre bebende Hand wollte ihn trocknen — plötzlich ergriff er diese Hand mit einer Art von Zuckung und legte sie auf seine Augen — er röchelte — ein Seufzer noch — er war nicht mehr! —

Hannchens Schmerz war grenzenlos. Wäre Wilhelm in ihren Armen gestorben, sie hätte sich nicht aufrichtiger betrüben können. Sie lag in Krämpfen über dem Leichnam. Das Haus ertönte von Peter's Geheul.

Doux noeuds de la reconnoissance!
C' est par vous que dès l'enfance!
Le Coeur à jamais fut lié;
La voix du sang, de la nature,
N' est rien qu'un languissant murmure,
Près de la voix de l'amitié *).

---

*) Süßes Band der Dankbarkeit! du fesselst schon Kinderherzen! was ist das leise Geflüster der Natur gegen die männliche Stimme der Freundschaft!

Vergebens sprach der gute Prediger ihr Trost zu. Sie hörte nicht was er sagte, bis er ihr den letzten Wunsch des Verstorbenen ankündigte, diese Einöde sogleich zu verlassen und in des Predigers Wohnung so lange zu verweilen, bis der erste Schmerz vorüber, und ihre Geschäfte geordnet sein würden. Halb mit Gewalt mußte er sie von dem Leichnahm wegreißen, in dumpfer Betäubung setzte sie sich zu ihm in den Wagen, und ließ sich führen wohin er wollte.

Er übergab sie der Aufsicht seiner Frau, einer gutherzigen Matrone, und kehrte andern Tages zurück, um das Begräbniß zu veranstalten. Erst viele Wochen nachher bekam Hannchen wieder Sinn für das was sie anging, nicht einmal an Wilhelm hatte sie während dieser Zeit gedacht. Jetzt erfuhr sie, wozu van Shipper die zwei Tage seiner Abwesenheit benutzt hatte, in welchen sie so viele Angst um ihn ausgestanden. Er war in der nächsten Stadt bei einem Notarius gewesen, wo er seinen letzten Willen förmlich hatte niederschreiben lassen. Hannchen wurde durch denselben zur Erbin eines Vermögens von dreißigtausend Dukaten ernannt, unter der einzigen Bedingung, den braven Peter bis an seinen Tod zu füttern, und ihm das Leben, nach seiner Art, angenehm zu machen.

Hannchen weinte heiße Zähren. Dieser uneigennützige Beweis hoffnungsloser Liebe, zu einer Zeit, wo sie noch nicht den Namen seiner Gattin trug, zermalmte ihr Herz auf's neue. »Wo ist Peter?« fragte sie hastig. Peter erschien so-

gleich, denn auch er war seit dem Begräbniß seines guten Herrn immer im Hause des Predigers gewesen, und hatte sich nur verborgen halten müssen, um Hannchens Wunden durch seinen Anblick nicht wieder aufzureißen.

Hannchen reichte ihm schluchzend die Hand, die er schluchzend küßte. »Wir werden uns nie trennen, guter Peter! wimmerte sie, »ich will für dich sorgen, wie für meinen Bruder.»

»Ach!» sagte der ehrliche Kerl, »Sie sind brav — ich kenne Sie — aber mein guter Herr! — er wird mir doch nie aus den Gedanken kommen!» —

Noch einige Monate verweilte Hannchen bei der Familie des wackern Predigers, und gern hätte sie ihre Wohnung für immer dort aufgeschlagen, aber sie sah wohl ein, daß sein Haus zu klein sei, sie länger zu beherbergen. Sie mußte daher auf einen andern Zufluchtsort denken. Der Krieg, der noch immer jene Gegenden verheerte, machte einen ländlichen Aufenthalt, besonders für ein Frauenzimmer, unsicher. Sie beschloß daher — nachdem sie des Predigers Freundschaft belohnt hatte, so viel sich dergleichen durch Geschenke belohnen läßt — mit ihrer Erbschaft in eine nahe Festung zu ziehen. Dort kaufte sie ein Haus, und lebte eingezogen, doch auf einem anständigen Fuße, unter dem Namen der Witwe van Shipper.



Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Sturm.

Länger als ein Jahr hatte sie nun von Wilhelm gar keine Nachrichten einziehen können. Zwar hielt der graue Mann die Hamburger Zeitungen, und Hannchen ermangelte nicht, nach jeder gelieferten Schlacht die Namen der Verwundeten und Gebliebenen ängstlich zu durchlaufen; glücklicherweise fand sich Wilhelm's Name nie darunter; ihr Gebet schien ihn unverwundbar gemacht zu haben. Aber auch unter denen, welche sich besonders hervorgethan, suchte sie diesen lieben Namen immer vergebens, und verwünschte oft heimlich seinen Unstern, der ihm vermuthlich keine Gelegenheit dargeboten, sich auszuzeichnen.

Jetzt, als eine junge, reiche, unabhängige Witwe, fuhr es ihr täglich mehr als hundertmal durch den Sinn: »wo ist Wilhelm? — liebt er mich noch?« — Auf die letztere Frage antwortete ihr Herz immer richtig Ja, aber die erstere konnte ihr so leicht niemand beantworten, denn noch immer wütete die Flamme des Krieges, und das Land ihres Aufenthalts war für Wilhelm ein feindliches Land.

Wenn sie nur irgend einen Vertrauten hätte, den sie schicken könnte — nicht etwa um alte, längst vergessene Verhältnisse wieder anzuspinnen — Gott bewahre! so etwas gesteht das Herz der Junge nie — nein, nur um zu wissen, ob er lebt? die Schwester darf sich doch ohne Scheu nach dem Leben des Bruders erkundigen? — und wer weiß wie es ihm geht? ob nicht Armuth ihn hindert, emporzusteigen? — Sie ist noch tief in seiner Schuld. Er darbte sich einst den Bissen vom Munde, um ihr die Hälfte seiner Gage schicken zu können. Es waren freilich nur wenige Thaler, aber das Herz rechnet nicht nach Thalern, und kurz, es war die Hälfte! — muß sie nicht jetzt ihr Vermögen mit ihm theilen? — O gern! gern! wenn sie ihn nur zu finden wüßte! — wenn sie nur einen klugen, treuen, verschwiegenen Menschen wüßte, den sie nach ihm aussenden könnte. — Da ist freilich Peter — er ist treu und verschwiegen, aber klug? — ja allenfalls könnte man von ihm sagen: klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben; die Schlangen sind aber nur in der Bibel klug. Indessen — was bedarf es denn auch für eine besondere Klugheit, einen Menschen auszufragen, der so und so heißt? — Als reisender Kaufmann die Gegenden durchstreichen, wo die feindliche Armee steht; von einem Regiment zum andern den Namen eines Offiziers ausforschen, bis man endlich seinen Mann gefunden; ihm dann mit zwei Worten sagen: »Schwester

Hannchen läßt grüßen, sie wohnt jetzt in R** —» das ist die ganze Kunst, und der möchte Peter wohl gewachsen sein. — Freilich wird er oft eine Meile laufen, wo ein anderer kaum zehn Schritte thäte; er wird den Namen der Witwe van Shipper oft dem Spötteln der jungen Fähnrichs und Lieutenants aussetzen; aber was ist's nun mehr? wer kennt die Witwe van Shipper? wer weiß um ihre Verhältnisse mit Wilhelm? — Es sei gewagt! —

Peter erhält ein paar hundert Dukaten Reisegeld, muß seine Lektion auswendig lernen, und begibt sich mit der Versicherung auf den Weg: »er wolle den jungen Herrn wohl finden, und wenn er ihn auch bis zu den Moscowitern nachlaufen sollte.»

Schon seit zwei Monaten ist er abgereist, Hannchen zählt die Minuten bis zu seiner Zurückkunft; sie zieht sich während seiner Abwesenheit noch mehr von der Welt zurück, und lebt allein für die frohe Hoffnung, ihren Wilhelm gesund und treu wieder zu finden. — Gesund? — das mag hingehen — aber warum auch treu? — hatte sie ihm nicht entsagt? — und wenn er nun vielleicht während ihrer Trennung ein schönes, gutes, reiches Mädchen gefunden, sein Schicksal an das ihrige gekettet hatte; mußte Hannchen es ihm nicht Dank wissen, daß er der Schwäche ihres Herzens zu Hilfe gekommen? daß er sie auf immer

vor einem Rückfall sicher gestellt hatte? — Sie glaubte vormals seiner unwerth zu sein, hatte sich denn nun in ihrer Lage etwas geändert? — der Reichthum konnte ihr doch den verlornen Ruf nicht wieder geben.

Nun ja! ja! sie verstand ja auch nur unter dem Worte treu die brüderliche Treue; auf diese Anspruch zu machen, blieb ihr doch wohl vergönnt?

Genug! wir wollen über ihre Empfindungen nicht mit ihr rechten, sondern kühn voraussetzen, daß keine Leserin den ersten Stein auf sie werfen würde.

Schon zwei Monate hatte sie vergebens geharrt. Der Kriegsschauplatz rückte immer näher, und bald mußte sie für's erste der Hoffnung ganz entsagen, ihren Boten heimkehren zu sehen; denn die Festung R** wurde plötzlich berannt, und gleich darauf förmlich belagert; folglich durfte kein lebendiges Wesen weder zum Thore hinausgehen noch hereinkommen. Spione mochten sich allenfalls durchschleichen, aber zum Spion war der ehrliche Peter verdorben.

Die Bürger der Stadt R** bezeugten wenig Lust, ihre Häuser von feindlichen Bomben durchwühlen zu lassen; sie überreichten dem Kommandanten eine Vorstellung nach der andern, mit der Bitte, die Festung zu übergeben. Aber der wackere General kannte seine Pflicht, und als er des Ueberlaufens endlich müde wurde, schwur er, den Er-

sten, der noch einmal von Uebergabe sprechen würde, auf dem Walle an einen Baum knüpfen zu lassen. Diese Drohung wirkte, die Bürger verstummten und ertrugen Mangel und Angst mit heimlichen Murren.

Die Werke der Belagerer rückten immer näher. Was die Belagerten mühsam in einer Woche zerstörten, wuchs oft in einer Nacht wieder in die Höhe. Man fing an, den Donner des Geschützes eben so gewohnt zu werden, als das Glockengeläute am Sonntage. Noch hatte der Feind den Festungswerken wenig Schaden zugefügt; noch war eben keine Hungersnoth zu befürchten; indessen ließ er mehr als einmal die Besatzung auffordern. Ein Offizier, der einst in ähnlicher Absicht, von einem Trompeter begleitet, an das Thor kam, wurde mit verbundenen Augen zum Kommandanten geführt.

Hannchen wohnte gerade in einer Straße, wo er vorbei mußte, sie hörte einen Auflauf, sie trat an's Fenster — ha! unter Tausenden hätte sie Wilhelm erkannt! — Zwar bedeckte das weiße Tuch ihm die Augen und einen Theil der Nase, aber sein Mund, Haar, Gang, Wuchs — er war es! o sie hätte ihn unter Tausenden erkannt! — Sie schrie laut auf, und streckte beide Arme zum Fenster heraus. Glücklicherweise verschlang das Volksgetümmel ihr Gekreisch, und da aller Augen nur auf den Fremden ge-

heftet waren, so blieb auch ihre sonderbare Bewegung unbemerkt.

Mit bangem Herzklopfen erwartete sie seine Zurückkunft, um sich ganz zu überzeugen. Eine halbe Stunde kroch vorüber; Hannchen ging mit schnellen Schritten auf und nieder, und immer zog eine magische Gewalt sie wieder an's Fenster. Endlich kam er. — O ja er war es! schon von ferne war sie dessen gewiß! — Da führen die Unmenschen ihn vorüber — er ist ihr so nahe — jede Muskel bebt ihm entgegen — ach; sie darf ihn nicht rufen — ach! sie kann ihn nicht zurückhalten — er verschwindet aus ihren Augen, und sie sinkt betäubt auf den Sofa.

Als sie ihre Besinnung wieder fand, erinnerte sie sich, ein Kreuz in seinem Knopfloch erblickt zu haben. »Edler Wilhelm!« rief sie, »du hast dich brav gehalten! pfui der lügenhaften Zeitungen, die mir deine Thaten verschwiegen!« — Dies Kreuz schmeichelte Hannchens Eitelkeit nicht wenig; ein liebendes Weib glaubt sich immer selbst in dem Geliebten geehrt. Ihre Sehnsucht, den tapfern Bruder in ihre Arme zu schließen, verdoppelte sich; täglich flogen ihre Gedanken mit den Schwalben über Graben und Wälle, und — wir müssen bekennen, daß sie seit dieser Erscheinung eine untreue Staatsbürgerin wurde; denn hätte es in ihrer Macht gestanden, so würde die Festung auf Gnade oder Ungnade übergeben worden sein.

Sie konnte ihre Freude nicht unterdrücken, so oft sie hörte, daß eine neue Batterie zu spielen anfange, und daß der Ort von allen Seiten immer enger und enger eingeschlossen, jede Zufuhr abgeschnitten werde. Als der Kommandant für nöthig fand, um einer Hungersnoth vorzubeugen, die Brotportionen einzuschränken, und darüber ein allgemeines Wehklagen unter den Bürgern entstand, blieb Hannchen allein ruhig und unbekümmert, denn sie hielt das für ein Zeichen der nahen Uebergabe, und hätte bis dahin gern täglich von einer Unze gelebt. So sind auch die besten Menschen! Die Leidenschaft für das Vaterland ausgenommen, macht jede andere Leidenschaft uns zu Egoisten, und erstickt den Sinn für das Wohl des Ganzen.

Doch die Erfüllung ihrer Hoffnung war noch nicht so nahe als sie glaubte. Mit dem zunehmenden Mangel nahm auch der hartnäckige Muth des Kommandanten zu, und er gab auf die letzte Aufforderung, bei welcher man mit Sturm drohte, die stolze Antwort: daß er sich unter den Trümmern seiner Festung begraben werde. Die Feinde machten nun wirklich Anstalten zum Sturm, und die Belagerten blieben Tag und Nacht auf den Wällen, zur tapfersten Gegenwehr bereit.

Es war in einer regnichten Septembernacht, als der Donner des Geschützes die Bürger aus dem ersten Schlum-

mer weckte. Der Feind machte plötzlich seine Drohung wahr, und stürmte mit gräßlichem Geschrei die Wälle. Das Geheul auf den Straßen, das Wimmern der Weiber, das Kreischen der Kinder, der Donner der Kanonen, das Brüllen der Streitenden in der Ferne, die Bomben in der Luft, welche das fürchterliche Schauspiel gräßlich erleuchteten — alles das konnte auch den festesten Muth erschüttern. Doch kaum blieb Hannchen der Sinn für ihre eigene Gefahr; sie sah nur Wilhelm mit Blut bespritzt, sie lag auf den Knien und betete für Wilhelm!

Mehrere Stunden blieb der Sieg zweifelhaft, bis der Tag anbrach, und mit ihm das Geschrei durch alle Gassen tönte: der Feind ist in der Stadt! — Was fliehen konnte, floh; man verbarg sich in Kirchen und Klöstern; man versteckte sich in Kellern und auf Böden — Wie ein brausender Waldstrom wälzte sich der Haufe der feindlichen Soldaten durch die Straßen; überall waren die Thüren verriegelt, überall wurden sie mit Gewalt erbrochen; jedes Kaufmannsgewölbe, jedes ansehnliche Haus geplündert; die Kinder von den Brüsten ihrer Mütter gerissen und auf Piken geschleudert; keusche Gattinnen, züchtige Dirnen, in Gegenwart ihrer Männer und Väter geschändet. Vergebens suchten die Offiziere diesen Gräueln zu steuern, das Band der Subordination war zerrissen, ihre Stimme verhallte in dem fürchterlichen Wirrwarr.

Auch in Hannchens Wohnung drang eine wüthende Bande. Sie lag betend auf ihren Knien. Die gierigen Räuber fielen zuerst über ihr Silberzeug her, erbrachen und plünderten ihre Schränke. Aber plötzlich erwachten, beim Anblick der schönen Betenden, rasende Begierden in ihrer Brust. Sie stürzten sich auf die Beute mit viehischer Wuth — das arme Schlachtopfer rang ohnmächtig mit seinen Henkern — ach! es war um sie geschehen! hätte nicht ihr gellendes Gekreisch einen menschenfreundlichen Retter herbeigelockt. Ein junger Offizier trat herein, ergriff rasch den brutalsten der Bösewichte bei den Haaren, und drohte, ihn mit seinem entblößten Degen zu durchbohren. Der feste Ton, mit dem er sprach, und die Degenspitze auf der Brust, machten den Wollüstling nüchtern; einer nach dem andern schlich mit dem geraubten Silber davon, und die Gerettete blieb allein mit ihrem Retter.

Sie erwachte aus einer ohnmächtigen Betäubung. Schüchtern blickte sie zu ihrem Befreier empor, und hoffte ihren Wilhelm in ihm zu erkennen. Er war es nicht. Ein junger Mann von edlem Ansehen stand vor ihr, und dankte freudig dem Glück, das ihn zum Werkzeug ihrer Rettung erkoren habe.

Noch waren ihre Sinne umschleiert, sie konnte nur halbe Worte stammeln. Mit dankbaren Thränen in den

Augen zog sie einen kostbaren Ring vom Finger, den sie dem großmüthigen Fremdling anbot, und den er bescheiden ausschlug. »Wollen Sie,« sagte er, »meiner Handlung auch das kleine Verdienst noch rauben, welches sie bereits mit dem Zufall theilen muß!« — Er blieb zu ihrem Schutz, bis der erste Lärm vorüber, und die Ruhe in der Stadt wieder hergestellt war. Dann verließ er sie mit dem Versprechen, seinen Besuch so bald als möglich zu wiederholen, und Hannchen erinnerte sich zu spät, daß sie ihn doch wenigstens um seinen Namen hätte fragen sollen. Wilhelm's Name hingegen hatte ihr hundertmal auf der Zunge geschwebt, und nur ein gewisses schamhaftes Gefühl von Schicklichkeit sie verhindert, sich in diesem Augenblicke nach ihm zu erkundigen.



Vierundzwanzigstes Kapitel.

Belohnte Treue.

Nachdem Hannchen sich von Angst und Schrecken ein wenig erholt, brachte sie die übrige Zeit des Tages am Fenster zu, und musterte die feindlichen Offiziere, die nun häufig vorübergingen. Sie bebte, so oft sie eine Gestalt erblickte, die in Wuchs oder Gang einige Aehnlichkeit mit der Gestalt ihres geliebten Bruders hatte. Oft wähnte sie, in der Ferne ihn zu sehen. »Das ist er! das ist er!" flüsterte ihr Herz, aber er kam näher und war es nicht.

»O! warum mußte ich meine Rettung einem Fremdling verdanken! warum führten nicht Zufall und Liebe ihn in das Haus der Schwester! — Oder — Gott! — wenn er todt wäre! — gewiß hat ihn sein Muth zu weit geführt — gewiß war er der Erste auf der Sturmleiter — ach! er wußte nicht, daß eben hier sein Hannchen ihre Knie wund lag, um einen Schutzengel für sein Leben zu erflehen!" —

So schwankte ihre Seele zwischen Furcht und Hoffnung. Länger als bis zu der versprochenen Wiederkunft des jun-

gen Offiziers konnte sie diese fürchterliche Ungewißheit nicht ertragen, und fest war der Entschluß, alsdann sogleich Nachricht von Wilhelm einzuziehen.

»Möchte der Fremdling doch nur bald kommen! wo bleibt er! warum gab ich einer unzeitigen Scham Raum! vielleicht läge ich nun schon in Wilhelm's Armen!«

Geduld, liebes Hannchen! blicke die Straße hinab — da kommt er schon, dein Befreier; du erkennst ihn an dem schlanken Wuchs, dem heitern blauen Auge; — jetzt grüßt er dich freundlich — jetzt klopft er an deine Hausthür — die Magd thut ihm auf; hörst du seinen Gang auf der Treppe? — warum zitterst du? — bist du noch nicht einig mit dir selbst, wie du deinen Wunsch ihm vortragen sollst?

Der Offizier trat herein. Hannchen wollte ihn mit Höflichkeitsworten bewillkommen, er ließ ihr keine Zeit dazu. »Madame,« sagte er, »Sie waren so gütig, mir diesen Morgen einen Beweis Ihrer Dankbarkeit geben zu wollen. So ungern ich mir auch mein geringes Verdienst schmälern lasse, so bin ich doch genöthigt, in diesem Augenblick Gebrauch von Ihrem Wohlwollen zu machen —«

Hannchen mißverstand ihn, und griff rasch nach dem Ringe, den sie vom Finger ziehen wollte. Der Offizier machte eben so rasch eine verneinende Bewegung mit der Hand.

»Nicht das ist es, warum ich Sie zu bitten kam. Ich wage einen andern Wunsch, der Sie vielleicht in Verlegenheit setzt. Ich habe einen Freund, den ich mehr als mein Leben liebe. Er ist beim Sturm gefährlich verwundet worden. Man hat ihn, in der ersten Verwirrung, in ein Haus gebracht, wo es ihm an jeder Bequemlichkeit mangelt, und die Menge der Blessirten eine genaue Sorgfalt unmöglich macht. Wäre Ihr Haus groß genug, ihn aufzunehmen, so würden Sie nicht allein den Dienst, den ich so glücklich war Ihnen zu leisten, überreich vergolten haben, sondern mich auch zu Ihrem ewigen Schuldner machen; denn was Sie für diesen meinen Freund thun, gilt mir mehr, als ob Sie mich mit Schätzen überhäuften!« —

Bei diesen Worten trat ihm eine Thräne in's Auge. Hannchen war gerührt. Hastig versetzte sie: »und wenn ich nur dieses Zimmer hätte, so würde ich auf dem Boden schlafen, bis Ihr Freund außer Gefahr ist. Es soll ihm hier an nichts fehlen. Darf ich um seinen Namen bitten?« —

Der Hauptmann von Eichenwald.

»Und der Ihrige?« —

Lieutenant Perlstädt.

»Gehen Sie, mein Herr, machen Sie die schleunigsten Anstalten, Ihren Freund hieher zu bringen. Dies Haus und alles, was ich habe, gehört ihm und Ihnen.«

Der Offizier küßte ihr dankbar die Hand, und flog die Treppe hinab.

Schon wieder hatte sie versäumt, sich nach Wilhelm zu erkundigen. Aber war dies wohl der Augenblick zu solchen Fragen? — der Freund des Mannes, dem sie die Rettung ihrer Ehre schuldig war, lag hilflos im Lazareth, sein Leben hing vielleicht an einer Minute; wie würde der biedere Jüngling, der mit Thränen in den Augen von seinem Freunde sprach, ihre unzeitige Neugierde aufgenommen haben? — nein, sie konnte sich's nicht verübeln, daß sie diesmal noch die Liebe der heiligen Pflicht der Dankbarkeit nachgesetzt hatte. Sie ließ sogleich das beste Zimmer ihres Hauses für den erwarteten Gast zubereiten, und eine halbe Stunde nachher trugen vier Grenadiere auf einer von Zweigen geflochtenen Hürde den Verwundeten die Straße herauf.

Hannchen warf einen mitleidsvollen Blick herab auf den todtenblassen jungen Mann, der mit geschlossenen Augen ohne Bewegung lag, und nicht zu wissen schien, was mit ihm vorging. Sein Freund begleitete den Zug, und wachte ängstlich über jeden Schritt der Träger, warnte sie vor jedem Steine, der etwa im Wege lag.

»Aber, mein Gott! — welche Aehnlichkeit — dieser Hauptmann Eichenwald — und Wilhelm — er ist es selbst! — nicht möglich! — er ist es! — nein! nein! um Gottes willen! welche gräßliche Täuschung!“

Jetzt trugen sie ihn in das Haus, wo man, um seiner Bequemlichkeit willen, ihm die untersten Zimmer eingeräumt hatte. Hannchen wollte die Treppen herunterstürzen, aber sie erreichte nicht einmal die Stubenthür; ihre Knie zitterten, sie mußte sich schnell an einem Stuhle halten. Sie war ganz allein. Vergebens rief sie ihr Mädchen und einen Burschen, der sie in Peters Abwesenheit bediente; beide hatte die Neubegier herunter in das Vorhaus gelockt, um den verwundeten Offizier herein tragen zu sehen.

Ach! welche grausame Angst! welches grausame und immer vergebliche Streben aller Seelenkräfte, den gelähmten Körper wieder in Bewegung zu setzen! — »Wenn es Wilhelm war — und ich kann nicht hier fort — bin an diese Stelle gebannt — und er bedarf vielleicht meiner Hilfe — oder — der fürchterliche Augenblick ist nahe, wo er keiner menschlichen Hilfe mehr bedarf — Gott! — er stirbt — und ich soll ihn nicht noch einmal sehen! —» Sie machte abermals einen Versuch fortzuwanken, aber vergebens! der Schrecken hatte sie gelähmt.

Ruhig! ruhig, armes Hannchen! warum bist du sinnreich, dich zu quälen? was geht der Hauptmann Eichenwald dich an? kann eine flüchtige Aehnlichkeit mit Wilhelm dich so ganz um deine Fassung bringen? — Auch hat dir wohl nur die Einbildungskraft einen Streich gespielt. Wer in der Dämmerung jeden Winkel schüchtern durch-

späht, und immer ein Gespenst zu sehen fürchtet, der sieht am Ende wirklich Gespenster.

So flüsterte die Vernunft, wenn die Angst sie zum Worte kommen ließ. Aber ihr Flüstern brachte eben so wenig Fassung in Hannchens Seele, als ein Zephyr Ruhe in ein vom Sturm bewegtes Meer haucht. Erstarrung und Zerrüttung aller Sinne waren ihrer ganzen Gestalt noch sichtbar ausgedrückt, als Lieutenant Perlstädt herein-trat, ihr zu danken. Er wurde auf den ersten Blick gewahr, daß hier etwas außerordentliches vorgefallen sein müsse. »Um Gotteswillen, Madame, was ist Ihnen? Sie scheinen sehr bewegt?«

»Und bin es! — sagen Sie mir, Herr Lieutenant — wiederholen Sie es mir noch einmal — wie heißt Ihr Freund?«

Hauptmann von Eichenwald —

»Gewiß?«

Ganz gewiß! aber woher —

»Nun dann bin ich ruhig. — Verzeihen Sie, mein Herr — ein Spiel der Natur — eine auffallende Aehnlichkeit — ich habe einen Bruder in Ihren Diensten — er nennt sich Wiese —«

Ist's möglich! — Madame — dieser Wiese — und dieser Hauptmann Eichenwald — aber er hatte nie eine Schwester —

Hannchen (außer sich). Gleichviel, mein Herr! um Gottes willen! was wollten Sie sagen?

Beide sind nur eine Person!

Er sprach diese Worte so unbesonnen rasch aus, daß er auch nicht einmal Zeit hatte, die ohnmächtig Hinstürzende in seinen Armen aufzufangen. Man kam ihr schleunig zu Hilfe, man trug sie auf das Bett. Perlstädt, mit Wilhelm's Herzen vertraut, errieth plötzlich, wen er vor sich habe, und machte sich bittere Vorwürfe über seine Unbesonnenheit. Er saß neben ihr, hielt ihre Hand in der seinigen, bespritzte sie mit geistigen Wassern, rieb ihr die Schläfe, und lauschte mit banger Sehnsucht nach dem ersten Athemzuge.

Endlich schlug Hannchen die Augen auf. »Lebt er noch?« waren ihre ersten Worte. »Beruhigen Sie sich, Madame,« sagte Fritz mit freundschaftlicher Wärme; wenn meine Vermuthung mich nicht täuscht — wenn ich wirklich Jeannete Jerome vor mir sehe —«

Ich bin es, lispelte sie leise.

»Wohlan, so wird Alles gut gehen. Dieser Name wird meines Freundes Leben retten.«

Lassen Sie mich zu ihm.

»Was verlangen Sie? die plötzliche Freude würde ihn tödten. Er muß vorbereitet werden.«

Sind seine Wunden gefährlich?

»Noch ist der erste Verband nicht abgenommen, doch der Feldscheer gab die beste Hoffnung.»

Liebt er mich noch?

»Welche Frage!»

Aber woher der fremde Name?

»Hauptmann Wiese stürmte einst einen Verhack, und occupirte einen Eichenwald! aus welchem er den dreimal stärkern Feind mit übermenschlicher Tapferkeit vertrieb. Diese Position hatte eine gewonnene Schlacht zur Folge. Um ihn zu belohnen, gab ihm der König — was die Natur ihm schon längst gegeben hatte — den Adel, und nannte ihn, zum Andenken jener Begebenheit: von Eichenwald.»

Gern hätte Hannchen noch stundenlang dem Erzähler zugehört, denn er sprach ja von Wilhelm! aber plötzlich fiel ihr ein, wie unentbehrlich Fritz am Krankenbette seines Freundes sei. Hastig trieb sie ihn hinunter, er sollte nachsehen, ob dem Geliebten nichts mangle? — ob sich noch kein Anschein zur Besserung zeige? — ob die Bewegung ihm nichts geschadet? — ob er sich an das fremde Zimmer gewöhnen könne? — Immer rief sie ihn zurück — immer hatte sie noch etwas vergessen.

Fritz brachte ihr die trostvolle Botschaft, daß Wilhelm ruhig schlummere, und nun konnte sie der Begierde nicht widerstehen, ihn wenigstens schlummernd zu betrachten. Sie zog die Schuhe aus, und schlich hinunter an seine Kammerthür — sie lauschte durch eine Ritze — Freude — Schmerz — Hoffnung — Wehmuth — jede dieser Empfindungen preßte Thränen in ihr Auge. Fritz mußte sie mit sanfter Gewalt wegziehen, damit ihr Schluchzen nicht den Kranken wecke.

Es vergingen mehrere Wochen, ehe Fritz es wagen durfte, seinem Freunde die frohe Neuigkeit zu hinterbringen. Er that es mit der möglichsten Vorsicht, und ließ ihn nur nach und nach errathen, daß er mit der Geliebten unter einem Dache wohne. Doch würde vielleicht die Freude den kaum Genesenen zu Gift geworden sein, hätte er nicht in dem Namen van Shipper ein wohlthätiges Gegengift gefunden.

Witwe van Shipper? also war es ihr doch möglich, einem andern Manne ihre Hand zu reichen? — das mäßigte sein Entzücken, das machte ihn still traurig.

Fritz errieth, was in seiner Seele vorging, und verscheuchte die trüben, mißtrauischen Gedanken durch seine Erzählung von Hannchens Schicksalen. Begierig sog Wilhelm jedes Wort in sich. O! sein liebendes Herz empfing

willig den schmeichelnden Trost von Freundes Lippen; gerechtfertigt stand die Geliebte vor ihm da — kaum konnte er den Augenblick erwarten, sie an seine Brust zu drücken — er verwünschte den Arzt, der ihm noch immer jede heftige Gemüthsbewegung auf das strengste untersagte.

Die erseufzte Stunde kam endlich — die Thür flog auf — Hannchen lag in seinen Armen! — Gefühle verschlossen beiden den Mund — Gefühle, die keine Feder beschreibt und keine Zunge nachlallt. In süßer Ermattung saß Wilhelm auf dem Sofa, im rechten Arm hielt er die treue Geliebte, und im linken den Freund, dem er die Rettung ihrer Ehre verdankte. Ich bin der glücklichste Mensch auf Erden! mehr konnte er nicht sprechen.

Gleichgiltig vernahm er einige Wochen nachher, daß der König ihn zum Major ernannte. Wie hätte er sich jetzt darüber freuen können. Morgen war ja sein Hochzeitstag! und gerade an diesem frohen festlichen Tage kam Peter von seiner Wanderschaft zurück, um seiner Gebieterin mit trübseliger Miene zu berichten: daß er, trotz alles Suchens, den Herrn Lieutenant Wiese nicht habe finden können.



Gedruckt bei J. P. Sollinger.

